

GOETHE-GESELLSCHAFT LUDWIGSBURG e.V. →

ORTSVEREINIGUNG DER GOETHE-GESELLSCHAFT IN WEINAR



## «Zehn gute Gründe, Goethe zu lesen»

Vortrag von Dr. Jochen Golz

am 21. Januar 2018

anlässlich der Feier des zwanzigjährigen Bestehens der  
Ludwigsburger Goethe-Gesellschaft

und

## «Johann Wolfgang von Goethe»

Ein dialogischer Monolog 185 Jahre später  
von Dr. Werner Heil

anlässlich des Wiederbezugs  
des Goethe-Gymnasiums Ludwigsburg  
nach seiner Generalsanierung

## Inhaltsverzeichnis

«Zehn gute Gründe, Goethe zu lesen» Vortrag von Dr. Jochen Golz .....	3
«Johann Wolfgang von Goethe» Ein dialogischer Monolog 185 Jahre später von Dr. Werner Heil .....	25

Als Privatdruck  
hrsg. von der Goethe-Gesellschaft Ludwigsburg,  
Werner Fleig, Vorsitzender der Goethe Gesellschaft Ludwigsburg

© Dr. Jochen Golz, Weimar  
© Dr. Werner Heil, Ludwigsburg

**Zehn gute Gründe, Goethe zu lesen**  
**Vortrag von Dr. Jochen Golz, Goethe-Gesellschaft in Weimar e.V.**  
**am 21. Januar 2018 in Ludwigsburg**

Mit der Zahl 10 hat es, wie Sie alle wissen, eine besondere Bewandtnis. Dem Christen ist sie geläufig, denn für ihn sind die zehn Gebote, die Moses auf dem Berge Sinai empfängt, Maßgaben seines sittlichen Handelns. Selbst in der atheistischen DDR wurde die prägende Kraft dieser Gebote dergestalt bewahrt, dass Walter Ulbricht seinem Staatsvolk zehn Gebote der *sozialistischen* Moral verordnete. Doch wenn Sie jetzt möglicherweise den Verdacht hegen, ich wolle mich in dieser Tradition fortbewegen und ihnen heute 10 Gebote für eine Goethe-Lektüre auferlegen, will ich diesen Verdacht sogleich zerstreuen. Goethes reiche geistige Welt lässt sich nicht auf einen dürren Dekalog eingrenzen; was ich Ihnen vielmehr nahelegen möchte, sind Empfehlungen für eine gegenwärtige Beschäftigung mit Goethe, für die sich mehr als zehn Gründe beibringen ließen. Insofern muss ich mich beschränken, kann von den Fragen, die Goethes Werk an uns stellt, nur wenige, in meinen Augen wichtige herausgreifen.

Mit einer aktuellen Beobachtung möchte ich, *erstens*, beginnen. Mehr als eine Million Flüchtlinge halten sich bereits in Deutschland auf, täglich wächst ihre Zahl. Historiker weisen darauf hin, dass Migrationsbewegungen zum Alltag der Weltgeschichte gehören. Das mag ein wenig beruhigen, kann uns aber nicht von der Last gegenwärtiger Verantwortung befreien. Hat Goethe sich diesem Problem bereits stellen müssen? Ja, lautet die Antwort, für die wir sein Hexameterepos *Hermann und Dorothea* heranziehen können. Denn dort wird dargestellt, wie Menschen aus den von den Truppen der Französischen Revolution besetzten linksrheinischen Gebieten rechtsrheinisch Schutz suchen. Sie haben sich in einem Dorfe gelagert, wo der hilfsbereite, in der nahen Stadt lebende Gastwirtssohn Hermann auf die flüchtige Dorothea trifft, sich in sie verliebt und seinen Eltern erklärt, nur sie könne seine Frau werden. Freunde des Vaters, Apotheker und Pfarrer, werden nun ins Dorf ausgesandt, um inkognito Dorotheas Leumund zu erforschen. Es hätte für Goethe naheliegen können, das Lager der Flüchtlinge als bukolische Idylle auszumalen, doch sein Realitätssinn hat ihn anders geleitet. Streit herrscht unter den Flüchtlingen und erst ein alter Mann, der „mit würdigen Schritten“ herbeieilt, wie Pfarrer und Apotheker beobachten,

kann ihn in der Rolle eines Richters schlichten, und zwar mit folgender Rede:

«Hat uns, rief er, noch nicht das Unglück also gebändigt,  
Daß wir endlich verstehn, uns unter einander zu dulden  
Und zu vertragen, wenn auch nicht jeder die Handlungen abmißt?  
Unverträglich fürwahr ist der Glückliche! Werden die Leiden  
Endlich euch lehren, nicht mehr, wie sonst, mit dem Bruder zu  
hadern?  
Gönnet einander den Platz auf fremdem Boden, und theilet  
Was ihr habet, zusammen, damit ihr Barmherzigkeit findet.»  
(WA I, 50, S. 229 f.)

In meinen Augen ist das eine bemerkenswerte Bekundung. Goethe scheut sich nicht, die inneren Konflikte der Fluchtgemeinschaft zu schildern. In der Ausnahmesituation sieht der Richter für die Flüchtlinge eine Chance, alten familiären Streit zu begraben, in der augenblicklichen Bedrängnis nicht um den besten Lagerplatz zu kämpfen und die kargen Güter, die ihnen verblieben sind oder jetzt gespendet werden, gemeinsam zu nutzen. Indem sie selbst Humanität praktizieren, können sie Anspruch auf Barmherzigkeit erheben. Barmherzigkeit: Für Goethe umfasst das Wort mehr als die Übung einer christlichen Tugend. Der Appell des Alten ruft sein Gedicht *Das Göttliche* in Erinnerung, das mit den Zeilen beginnt: „Edel sei der Mensch, / Hülfreich und gut!“ (WA I, 2, S. 83)

Goethe gibt, und das ist mein *zweiter* Punkt, dem aktuellen Fluchtgeschehen zusätzlich eine historische Tiefendimension. Dem Pfarrer und dem Apotheker erscheint der Alte „als einer der ältesten Führer, / Die durch Wüsten und Irren vertriebene Völker geleitet“ (WA I, 50, S. 231), als ein zweiter Josua oder Moses. Goethe nimmt Bezug auf den im *Alten Testament* erzählten Auszug des Volkes Israel aus Ägypten, der ihn von Kindesbeinen an beschäftigt und seit 1797 neuerlich sein Interesse gefunden hatte. In den *Noten und Abhandlungen zu besserem Verständniß des West-östlichen Divans* hat er dieser Historie unter dem Titel *Israel in der Wüste* ein eigenes Kapitel (WA I, 7, S. 156-182) gewidmet. Was können wir daraus lernen? Alle Geschichte, so ließe sich einfach sagen, hat ihre Vorgeschichte; um die Politik der Mächtigen von heute zu verstehen, muss in die Geschichte zurückgeblickt, müssen Ursachen für heutige Vorgänge aufgespürt werden. Im *Buch des Unmuts* in seinem *Divan* hat Goethe diesem Problem bitter-sarkastische Strophen gewidmet, die am Ende in eine unverändert gültige Maxime münden:

Und wer franzet oder britet,  
Italiänert oder teutschet,  
Einer will nur wie der andre  
Was die Eigenliebe heischet.

Denn es ist kein Anerkennen,  
Weder vieler, noch des  
Einen,  
Wenn es nicht am Tage  
fördert  
Wo man selbst was möchte  
scheinen.

Morgen habe denn das  
Rechte

Seine Freunde wohlgesinnet,  
Wenn nur heute noch das  
Schlechte  
Vollen Platz und Gunst  
gewinnet.

Wer nicht von dreitausend  
Jahren  
Sich weiß Rechenschaft zu  
geben  
Bleib' im Dunkeln  
unerfahren,  
Mag von Tag zu Tage leben.  
(WA I, 6, S. 110)

Im Ganzen verdienen der *Divan* und der angeschlossene kulturgeschichtliche Kommentar gerade heutzutage eine intensive Lektüre. Was Goethe in den *Noten und Abhandlungen* beschreibt, sind auf der einen Seite historische Konflikte als Zeichen für die Wiederkehr des Immergleichen, eines „Mischmasch[s] von Irrthum und von Gewalt“ (WA I, 5.1, S. 131). Auf der anderen Seite möchte er die Hoffnung nicht aufgeben, dass gleichwohl ein Weg zu besseren, humaneren Verhältnissen offen stehe. Bis an sein Lebensende ist Goethe ein Aufklärer geblieben.

Aus alledem leitet sich für Goethe, *drittens*, das Gebot wechselseitigen Verstehens und gegenseitiger Achtung her, unter einzelnen wie unter Völkern. Und auch hier bleibt er Realist. „Toleranz“, so heißt es in den *Maximen und Reflexionen*, „sollte eigentlich nur eine vorübergehende Gesinnung sein; sie muß zur Anerkennung führen. Dulden heißt beleidigen.“ (MA 17, S. 872) Mag er den Verlauf der Weltgeschichte auch zusehends skeptisch beurteilen, in dem, was Kunst und Wissenschaft weltweit hervorgebracht haben und hervorbringen werden, sieht er - Weltbürger, der er ist – ein Hoffnungszeichen. In seiner Zeitschrift *Ueber Kunst und Alterthum* hat er formuliert: „Vielleicht überzeugt man sich bald: dass es keine patriotische Kunst und patriotische Wissenschaft gebe. Beide gehören, wie alles Gute, der ganzen Welt an und können nur durch allgemeine, freie Wechselwirkung aller zugleich

Lebenden, in steter Rücksicht auf das was uns vom Vergangenen übrig und bekannt ist, gefördert werden.“

„Allgemeine, freie Wechselwirkung aller zugleich Lebenden“: Welch großartige Maxime, und in gleichem Atemzug die ernüchternde Erkenntnis: Wie weit sind wir gegenwärtig davon entfernt. Im Lichte *seiner* Erfahrung hatte Goethe offenkundig Anlass zu vorsichtigem Optimismus, wie er sich, *viertens*, in seinem Postulat einer Weltliteratur Geltung verschafft. Heute wird darunter zumeist eine Gipfelwanderung verstanden, die mit den Namen Homer, Dante, Shakespeare und Goethe markiert ist. Für Goethe aber verband sich damit ein kommunikativer Prozess, der einher ging mit der Beschleunigung aller Lebensprozesse im Zuge der anbrechenden Moderne. Wenngleich Goethe insbesondere der Industrialisierung mit Skepsis begegnete, so hat er doch die Ausbildung moderner Infrastrukturen nicht in Bausch und Bogen abgelehnt, Dampfschiffahrt, Eisenbahnen und Kanalbauten vielmehr mit freudigem Interesse wahrgenommen. Nicht nur Handelsware allgemein konnte so leichter und schneller ausgetauscht werden, auch geistige Güter, Zeitungen, Zeitschriften und Bücher, konnten bequemer in der gebildeten Welt Europas und Nordamerikas verbreitet werden, Leser, Freunde, Bewunderer finden. Goethe hat diesen Prozess aktiv befördert, indem er seine Zeitschrift *Ueber Kunst und Alterthum* zu einem Referenzorgan für weltliterarische Kommunikation ausgestaltete. Was ihn im tiefsten dabei motivierte: In all den kulturellen Erzeugnissen, die ihm unter die Augen kamen, verschaffte sich etwas Geltung, was wir die *conditio humana* nennen, das Austragen menschheitlicher Grundkonflikte, wie es in allen großen Werken der Weltliteratur anzutreffen ist. Dass Goethes besonderes Interesse auf Texten ruhte, die nicht in Ausweglosigkeit münden oder radikal tragisch enden, hängt mit seiner auf Konzilianz bedachten Künstlernatur zusammen, gibt aber auch ein Denken im Zeichen von Hoffnung trotz alledem zu erkennen. Kann er uns nicht auch darin nahe sein?

Goethe heute zu lesen heißt, *fünftens*, auch und vor allem, ihn als modernen, als gegenwärtigen Dichter wahrzunehmen. Von wenigen Ausnahmen abgesehen, gibt es in der Welt der Kunst kaum einen Autor von Bedeutung, der Goethe ablehnend begegnet ist. Selbst antipodische Dichter wie Bertolt Brecht und Gottfried Benn haben zumindest in diesem Punkt eine Gemeinsamkeit aufzuweisen, auch wenn Benn sich mehr dem Naturwissenschaftler Goethe, Brecht hingegen stärker dem Artisten, dem poeta doctus Goethe zugewendet hat. Wer sich ein Bild vom Künstler

Goethe machen will, lese vor allem seine Gedichte und seinen *Faust*, gebe sich aber nicht der Illusion hin, im Spiegel der Gedichte die Persönlichkeit des Dichters bereits fassen zu können. Wer dazu Auskünfte sucht, sollte Goethes Briefe und Tagebücher lesen, ohne allerdings auch dort letzte Aufschlüsse vorzufinden. Die Geheimnisse seines Innern hat Goethe beschwiegen. Allen Versuchen, sich ihm zu nähern, hat er auf diese Weise eine Grenze gesetzt. Was erreichbar scheint, hat Albrecht Schöne in einem wunderbaren Studienband vor Augen geführt<sup>1</sup>; er sollte für alle Goethe-Freunde zur Pflichtlektüre erklärt werden.

Alles Persönliche hinter sich lassend, sind Goethes Gedichte Abbild des Menschlichen schlechthin, geben sie im Spiegel der Dichtung Auskunft über Spannungen, Widersprüche, Ambivalenzen der menschlichen Existenz, und dies in einem schier unerschöpflichen Reichtum an Form und Gehalt. Im Rahmen eines solchen Vortrags ist es ein auswegloses Unterfangen, diesem Reichtum auch nur annähernd gerecht werden zu wollen. Da sind die Titelfiguren freirhythmischer Hymnen: *Prometheus*, gottstürzender Rebell, der des Menschen Los teilt, „Zu leiden, zu weinen, / Zu genießen und zu freuen sich“ (WA I, 2, S. 78), und *Ganymed*, Liebling der Götter, der sich „Umfangend umfängen!“ (WA I, 2, S. 80) der Gott-Natur anvertraut. Hinweisen kann ich nur auf die Römischen Elegien, Verschmelzung römisch-weimarerischer Sinnlichkeit und antikischer Bewusstheit, die von mir besonders geschätzte Elegie *Euphrosyne*, wo das lyrische Ich in seiner Klage um die tote Schauspielerin Christiane Becker-Neumann Natur und Kunst zum Sprechen bringt, schließlich, ein großer zeitlicher Sprung, späte Hervorbringungen wie die beiden Dornburger Gedichte und die *Chinesisch-deutschen Jahres- und Tageszeiten*: all dies immer wieder neu zu erfahren, stets zu neuen Entdeckungen einladend.

Erlauben Sie mir, ein wenig bei dem einzigen Gedichtbuch zu verweilen, das Goethe zu Lebzeiten selbständig veröffentlicht hat, bei seinem *West-östlichen Divan*. Bis auf den heutigen Tag ist es einem größeren Publikum unbekannt geblieben, auch wenn prominente Zeitgenossen des Dichters wie Heine und Hegel bereits die Gedichte des *Divan* hoch geschätzt haben, wenn in jüngerer Zeit von Katharina Mommsen interkulturelle Aspekte des Buchandes einleuchtend herausgearbeitet worden sind<sup>2</sup>, wenn mittlerweile sowohl in der

---

<sup>1</sup> Albrecht Schöne: *Der Briefschreiber Goethe*. München 2015.

<sup>2</sup> Vgl. Katharina Mommsen: *Goethe und die arabische Welt*. Frankfurt a. M. 1988.

Münchener als auch in der Frankfurter Goethe-Ausgabe profunde Kommentare von Karl Richter und Hendrik Birus vorliegen. Für aktuelle Debatten um den Kampf der Kulturen wird Goethes *Divan* gelegentlich in Dienst genommen, wird damit die Frage verbunden, ob Goethe sich nun pro oder contra Islam geäußert habe. Goethe aber lässt sich nicht so einfach in Dienst nehmen. Sein Vierzeiler „Närrisch, daß jeder in seinem Falle / Seine besondere Meinung preis't. / Wenn *Islam* Gott ergeben heißt, / In Islam leben und sterben wir alle.“ (WA I, 6, S. 128) läuft auf eine ironische Relativierung aller Glaubensgewissheiten hinaus. In der letzten Zeile zitiert Goethe leicht abgewandelt aus dem Römerbrief des Apostels Paulus (14, 8): „Leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn. Darum wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn.“ Was er „mohamedanische[r] Religion, Mythologie, Sitte“ wirklich verdankte, hat er am 11. Mai 1820 einem Brief an Zelter anvertraut: „Unbedingtes Ergeben in den unergründlichen Willen Gottes, heiterer Überblick des beweglichen, immer kreis- und spiralartig wiederkehrenden Erdetreibens, Liebe, Neigung zwischen zwey Welten schwebend, alles Reale geläutert, sich symbolisch auflösend.“ (WA IV, 33, S. 27)

Machen wir die Probe aufs  
Exempel mit dem Gedicht  
*Liebliches:*

«Was doch Bunt es dort  
verbindet  
Mir den Himmel mit der  
Höhe?  
Morgennebelung verblindet  
Mir des Blickes scharfe Sehe.

Sind es Zelte des Vesires,  
Die er lieben Frauen baute?  
Sind es Teppiche des Festes,  
Weil er sich der Liebsten  
traute?

Roth und weiß, gemischt,  
gesprenkelt  
Wüßt' ich Schönres nicht zu  
schauen,

Doch wie, Hafis, kommt dein  
Schiras  
Auf des Nordens trübe  
Gauen?

Ja es sind die bunten Mohne,  
Die sich nachbarlich  
erstrecken,  
Und, dem Kriegesgott zum  
Hohne,  
Felder streifweis freundlich  
decken.

Möge stets so der Gescheute  
Nutzend Blumenzierde  
pflegen,  
Und ein Sonnenschein, wie  
heute,  
Klären sie auf meinen  
Wegen!»  
(WA I, 6, S. 18)



Goethe hat die Reinschriften seiner *Divan*-Gedichte in der Regel datiert; dieses ist am 25. Juli 1814 entstanden, am ersten Tag seiner Reise in die heimatliche Rhein-Main-Gegend. Anstelle von „sich nachbarlich erstrecken“ stand zunächst „um Erfurt sich erstrecken“, woraus der Entstehungsort kenntlich wird. Verwendet wird, wie häufig im *Divan*, der vierhebige Trochäus, und es mag so gewesen sein, dass Goethe zunächst die beiden ersten, rhythmisch eingängigen Zeilen in den Sinn kamen. Doch dann ergab sich, ich spekuliere weiter, eine Schwierigkeit. Morgennebel umgab den Dichter, der ihn das Bunte mehr ahnen als wahrnehmen ließ. Wie aber dies in Worte fassen? Von Jugend an zeichnet sich Goethes poetische Sprache durch ingeniöse Einmalbildungen aus. Hier nun wird aus Morgennebel „Morgennebelung“, wird das Wabern des Nebels in ein Wort gefasst. Doch damit nicht genug. Das Ungewisse der Wahrnehmung, hervorgerufen durch das Ziehen der Nebelschwaden, wird in eine ganz ungewöhnliche syntaktische Fügung gebracht: „Morgennebelung verblindet / Mir des Blickes scharfe Sehe.“ Aus der sprachlichen Not wird mit höchstem artistischen Raffinement eine künstlerische Tugend gemacht. Solche Wendungen gibt es beim alten Goethe immer wieder. Nur ein Beispiel noch aus dem 5. Akt von *Faust II*, wo Lynkeus verkündet: „Ein großer Kahn ist im Begriffe / Auf dem Canale hier zu sein.“ (WA I, 15.1, S. 295) Noch bleibt die Wahrnehmung des lyrischen Ichs im Ungewissen, weckt mehr oder minder vage west-östliche Assoziationen, die Goethes Lektüre des spätmittelalterlichen persischen Poeten Hafis entspringen; erst wenige Wochen zuvor hatte ihm sein Verleger Cotta die Übersetzung Joseph von Hammers zum Geschenk gemacht. Verharrt die zweite Strophe noch in assoziativen Bildern orientalischer Festkultur, so klärt sich in der dritten, befördert von der allmählich den Nebel durchdringenden Sonne, die Wahrnehmung des lyrischen Ichs; Farben und Formen werden unterscheidbar. Nun vollzieht sich die Anrufung des Hafis, dessen Geburtsstadt Schiras sich – wie Erfurts Blumenfelder - durch Farbenpracht auszeichnet. In der vierten und fünften Strophe geschieht dann die Konkretion der sinnlichen Erfahrung, geschieht aber auch eine höchst aktuelle Nutzenanwendung. Der „Gescheute“, so Goethes Wunsch, möge stets „nutzend Blumenzierde pflegen“ und so dem „Kriegesgott zum Hohne“ handeln. Goethes *Divan*-Gedichte sind durchweg einer Friedensgesinnung entsprungen, wie sie durch die Niederlage Napoleons in ihm neu befestigt worden war. Sein zivilisatorischer Appell ist so aktuell wie in der Zeit seiner Niederschrift.

Lassen Sie mich ein zweites *Divan*-Gedicht wenigstens noch streifen:

Alleben  
Staub ist eins der Elemente,  
Das du gar geschickt  
bezwingest,  
Hafis, wenn zu Liebchens  
Ehren,  
Du ein zierlich Liedchen  
singest.

Denn der Staub auf ihrer  
Schwelle  
Ist dem Teppich vorzuziehen,  
Dessen goldgewirkte Blumen  
Mahmuds Günstlinge  
beknieen.

Treibt der Wind von ihrer  
Pforte  
Wolken Staubs behend  
vorüber,  
Mehr als Moschus sind die  
Düfte  
Und als Rosenöl dir lieber.

Staub, den hab' ich längst  
entbehret  
In dem stets umhüllten  
Norden,  
Aber in dem heißen Süden  
Ist er mir genugsam worden.

Doch schon längst, daß liebe  
Pforten  
Mir auf ihren Angeln  
schwiegen!  
Heile mich, Gewitterregen,  
Laß mich, daß es grunelt,  
riechen!

Wenn jetzt alle Donner rollen  
Und der ganze Himmel  
leuchtet,  
Wird der wilde Staub des  
Windes  
Nach dem Boden  
hingefeuchtet.

Und sogleich entspringt ein  
Leben,  
Schwillt ein heilig heimlich  
Wirken,  
Und es grunelt und es grünet  
In den irdischen Bezirken.  
(WA I, 6, S. 26 f.)

Wieviel Bildung braucht es, um ein solches Gedicht zu verstehen? Vor diese Frage sah sich schon Goethe gestellt, als er die ersten Vorabdrucke seiner *Divan*-Gedichte veröffentlichte. Konsterniert wohl von der Unbildung seiner Leser, fasste er nicht zuletzt deswegen den Entschluss, seiner Gedichtsammlung einen großen kulturgeschichtlichen Kommentar anzufügen, in dem realhistorisches und geistesgeschichtliches Hintergrundwissen verfügbar gemacht wird. In unserem Gedicht tritt das lyrische Ich in einen Dialog mit Hafis, in dessen Lyrik das Motiv des Staubes eine besondere Rolle spielt; darüber geben heute die Kommentare Auskunft, die jede Lektüre reicher machen können. Für das lyrische Ich liegt die reale Staub-Erfahrung Jahrzehnte zurück, sie war ihm wohl in Italien „genugsam worden“ – aufschlussreich in diesem Zusammenhang, dass Goethe parallel zur Entstehung der *Divan*-Gedichte seine Aufzeichnungen aus Italien zu redigieren begann. Lange zurück liegt auch persönliche Liebeserfahrung des lyrischen Ichs, von der Hafis in seiner Dichtung häufig Kunde gibt. Was kann diesem über solche Entbehrungen hinweghelfen, es geradezu heilen? Es sind die Erfahrung einer sich erneuernden Natur und – hier unausgesprochen, aber an anderer Stelle gleichwohl wahrnehmbar – neue Liebeserfahrung. Im Gedichttitel *Allleben* sind beide elementaren Lebensmächte aufgerufen, und in den grandiosen Gewitterstrophen – vielleicht den schönsten in der deutschen Dichtung – werden sie ebenso elementar ins Bild gesetzt.

Allgemein lässt sich sagen: Goethes Gedichte öffnen sich dem Leser, hermetisches Abweisen ist ihnen fremd. Insofern laden sie zu unbefangenen Lesen und Entdecken ein. Doch auch dafür braucht es Kenntnisse, z.B. Bibelkenntnisse, braucht es aber vor allem Aufgeschlossenheit für die Kunst überhaupt, braucht es die Fähigkeit, des Dichters Gedanken zu „supplieren“, also zu ergänzen und weiterzuführen; hinzu tritt Goethes Mahnung, dass „die Form [...] ein Geheimnis den meisten“ sei (MA 17, S. 772) und darum besondere Aufmerksamkeit verdiene. Als Wegweiser diene jenes kleine Gedicht, das mit der Zeile „Gedichte sind gemahlte Fensterscheiben!“ beginnt und mit dem Appell endet: „Erbaut euch und ergetzt die Augen!“ (WA I, 3, S. 171) Man folge getrost diesem Appell.

Augen-Lust und Augen-Trost halten Goethes Gedichte bereit, fordern sinnliches Wahrnehmen heraus. So ausgestattet können wir eine Brücke betreten, die uns, *sechstens*, zum naturkundigen Goethe führt. Bei allem, was man zum Lob von Goethes Universalität anführen kann, ist gleichwohl in Rechnung zu stellen, dass Goethes wissenschaftliche Leistungen als Botaniker, vergleichender Anatom, Geologe und Meteorologe in ihrer Erkenntnissubstanz weithin der Vergangenheit angehören, doch für die Konstituierung seines Künstlertums ihre Bedeutung behalten haben. Zwei Aspekte von Goethes

Naturauffassung möchte ich herausheben, in denen sich für mich ebenfalls seine Aktualität zu erkennen gibt. Deus sive natura, Gott in der Natur (oder: Gott gleich Natur), diese Maxime des niederländisch-jüdischen Philosophen Baruch Spinoza hatte sich Goethe unter Herders Einfluss zu eigen gemacht. Seinem Philosophenfreund Friedrich Heinrich Jacobi schreibt er am 9. Juni 1785 aus Ilmenau, Spinoza beweise „nicht das Daseyn Gottes, das Daseyn ist Gott. [...] Vergieb mir, daß ich so gerne schweige, wenn von einem göttlichen Wesen die Rede ist, das ich nur in und aus den rebus singularibus erkenne [...]. Hier bin ich auf und unter Bergen, suche das göttliche in herbis et lapidibus.“ (WA IV, 7, S. 62-64) Ein knappes Jahr später, am 5. Mai 1786, wieder an Jacobi: „Wenn du sagst, man könne an Gott nur *glauben* [...] so sage ich dir, ich halte viel aufs *schauen*, und wenn Spinoza von der Scientia intuitiva spricht [...]; so geben mir diese wenigen Worte Muth, mein ganzes Leben der Betrachtung der Dinge zu widmen [...].“ (WA IV, 7, S. 214) Wahrnehmung der Phänomene, damit beginnt für Goethe alles wissenschaftliche Erkennen. Das Auge, so war ihm in Italien bewusst geworden, müsse „licht“ werden. Goethes Überzeugung, dass Gott sich in der Natur offenbare, hat weitreichende Konsequenzen. Jene Gott-Natur wahrzunehmen heißt auch, die Natur in der ihr innewohnenden Göttlichkeit zu respektieren, behutsam mit ihr umzugehen, sie von Gewalt und Zerstörung freizuhalten – hier sei auf Fausts Kolonisierungsprojekt hingewiesen, in dem sich zerstörerische Gewalt zu erkennen gibt. Da aber auch der Mensch Teil der Natur ist, gilt es ebenso, das in ihm wohnende Göttliche wahrzunehmen und zu bewahren – davon handelt Goethes Gedicht *Das Göttliche*, dessen Eingangszeilen ich schon zitiert habe.

Goethe – ein Grüner avant la lettre? Das liegt so fern nicht, wie man bei Leo Kreutzer<sup>3</sup>, Adolf Muschg<sup>4</sup> und Jost Hermand<sup>5</sup> nachlesen kann. Gern wird dafür Goethes Beschreibung eines natürlichen Kreislaufs in der *Italienischen Reise* (WA I, 31, S. 253-263) herangezogen, wie er durch tätige Mitwirkung der Stadtarmen von Neapel, der Lazzaroni, zustande gekommen war. Indem der naturbelassene, noch nicht zivilisatorisch verseuchte Straßenkehrer zusammengetragen und auf den Feldern vor der Stadt seiner natürlichen Bestimmung, zu düngen und für neues Pflanzenleben zu sorgen, übergeben wird, vollzieht sich in Goethes Augen geradezu eine Harmonie von Mensch und Natur, gehorcht jedwede Tätigkeit ihrer humanen Bestimmung. Gewiss hatte

---

<sup>3</sup> Leo Kreutzer: *Mein Gott Goethe. Essays*. Reinbek 1980.

<sup>4</sup> Adolf Muschg: *Der Schein trägt nicht: über Goethe*. Frankfurt a. M., Leipzig 2004.

<sup>5</sup> Jost Hermand: *Grüne Klassik. Goethes Naturverständnis in Kunst und Wissenschaft*. Wien, Köln, Weimar 2016.

Goethe in Neapel noch seine fehlgeschlagenen Bemühungen um wirtschaftliche Reformen in Sachsen-Weimar vor Augen. Hier nun, in einem paradiesisch milden Klima, erschien ihm das Handeln auch der Ärmsten der Armen als Vorschein arkadischer Gewissheit. Uns mag das heute als kompensatorische, beinahe fehlgeleitete Sehnsucht erscheinen. Sollte sie uns gleichwohl nicht doch vertraut anmuten?

Wird privat oder öffentlich über Goethe gesprochen, dann kommt in der Regel ein Thema zu Wort, über das sich jeder ein Urteil zutraut: Goethes persönliches ethisches Verhalten. Dazu lassen sich, *siebertens*, allerlei Meinungen zusammentragen. Goethes Umgang mit den Frauen sei höchst problematisch gewesen, zwar habe er – gegen die öffentliche Meinung – zu Christiane gehalten, sie 1806 auch geheiratet, doch in ihrem Todeskampf habe er ihr nicht beigestanden, überhaupt sei er Krankheiten und Todesfällen aus dem Wege gegangen, habe es an menschlichem Takt fehlen lassen, sei, darin münden alle Vorwürfe, ein Egoist von hohen Graden gewesen. Nicht erst heutzutage sind derlei Auffassungen vorgebracht worden. Bereits Schiller kann als Zeuge vernommen werden. In seinem Brief an den Dresdner Freund Körner vom 2. Februar 1789 ist das argumentative Arsenal nahezu vollständig beisammen: „Oefters um Goethe zu sein“, so heißt es dort, „würde mich unglücklich machen: er hat auch gegen seine nächsten Freunde kein Moment der Ergießung, er ist an nichts zu fassen; ich glaube in der That, er ist ein Egoist in ungewöhnlichem Grade. Er besitzt das Talent, die Menschen zu fesseln, und durch kleine sowohl als große Attentionen sich verbindlich zu machen; aber sich selbst weiß er immer frei zu behalten. Er macht seine Existenz wohlthätig kund, aber nur wie ein Gott, ohne sich selbst zu geben – dies scheint mir eine consequente und planmäßige Handlungsart, die ganz auf den höchsten Genuß der Eigenliebe calculirt ist. Ein solches Wesen sollten die Menschen nicht um sich herum aufkommen lassen. Mir ist er dadurch verhaßt, ob ich gleich seinen Geist von ganzem Herzen liebe und groß von ihm denke.“ (SNA 25, S. 193) Wenige Jahre später, in seinem Geburtstagsbrief an Goethe vom 23. August 1794, hat Schiller der Stimme der Liebe Geltung verschafft. Als er kurz darauf einer Einladung Goethes in dessen Haus am Frauenplan folgt, stellt er dem neuen Freunde am 7. September seine persönlichen Umstände dar – und Schiller wusste als studierter Mediziner um die eigene Hinfälligkeit -, um daran den Wunsch zu knüpfen: „Ich bitte bloß um die leidige Freyheit, bei Ihnen krank seyn zu dürfen.“ (SNA 27, S. 39) Es spricht für Goethes großen menschlichen Takt, dass er nahezu lautlos dem Freunde einen angenehmen Aufenthalt im eigenen Haus möglich macht – natürlich dank Christianes großer praktischer Umsicht, wie zu ergänzen ist; auch in anderen Fällen leistet er diskret, aber wirksam Bedürftigen Hilfe. Dafür lassen sich Beispiele die Menge finden. In der

neuen Ausgabe von Goethes Briefen, die im Weimarer Goethe- und Schiller-Archiv entsteht, sind die Lebensumstände von Goethes Briefpartner Johann Friedrich Krafft präzise rekonstruiert worden<sup>6</sup>. Krafft war eine hypochondrische Natur, von Selbstzweifeln erfüllt, orientierungslos in seinem praktischen Verhalten. Einen Brief Goethes an Krafft hat Albrecht Schöne zum Gegenstand einer beispielhaften Analyse gemacht und ihr in der ersten Fassung die Überschrift *Versuch über Goethesche Humanität* gegeben; man lese sie in seinem Studienband nach<sup>7</sup>.

Es ist hier nicht der Raum, Goethes Verhältnis zu Krankheit und Tod im Einzelnen zu betrachten. Wer dazu genauere Auskünfte benötigt, nehme einen von unserem Ehrenpräsidenten Werner Keller betreuten Auswahlband<sup>8</sup> zur Hand. Nur so viel sei angedeutet: Kein Zweifel ist erlaubt, dass Goethe vom Tod ihm nahestehender Menschen im Tiefsten erschüttert war. Als ihn am 16. Juni 1777 die Nachricht vom Tod seiner Schwester Cornelia erreichte, notiert er am selben Tag im Tagebuch: „Dunckler zerrissner Tag“ und setzt in den Schreibern zwischen 17. und 19. Juni nur die drei Worte „Leiden und Träumen“ (WA III, 1, S. 40). Von den fünf Kindern, die ihm Christiane geboren hat, blieb nur der Sohn August am Leben; der Tod seiner kleinen Tochter Kathinka am 19. Dezember 1802 – drei Tage zuvor war sie zur Welt gekommen - soll dem Vater besonders nahe gegangen sein. Über den Tod des Freundes Schiller lässt sich Goethe, eben von schwerer Krankheit genesen, im Brief an Zelter vom 1. Juni 1805 vernehmen: „Ich dachte mich selbst zu verlieren, und verliere nun einen Freund und in demselben die Hälfte meines Daseyns.“ (WA IV, 19, S. 8) Im Tagebuch notiert er am 6. Juni 1816 zum Tod seiner Frau: „Nahes Ende meiner Frau. Letzter fürchterlicher Kampf ihrer Natur. Sie verschied gegen Mittag. Leere und Todtenstille in und außer mir.“ (WA III, 5, S. 239) Braucht es der authentischen Zeugnisse mehr? Zu Goethes Lebzeiten waren Krankheit und Tod stärker als heute im täglichen Leben allgegenwärtig. Achtung sollten wir bewahren für jede Art menschlichen Trauerns, auch nicht alltägliches Reagieren mit Respekt wahrnehmen. Goethe, das entsprach seiner Natur, hat lähmende Traurigkeit produktiv überwinden, sich durch Tätigkeit regenerieren können. Den Tod wollte er, ein berühmtes Wort, nicht statuieren, will sagen: er sollte keine Macht

---

<sup>6</sup> Vgl. Johann Wolfgang Goethe: *Briefe. Historisch-kritische Ausgabe*. Bd. 3 II B. Hrsg. von Georg Kurscheidt u. Elke Richter unter Mitarbeit von Gerhard Müller u. Bettina Zschiedrich. Berlin 2014, S. 786-792.

<sup>7</sup> Vgl. Schöne (Anm. 1), S. 123-152.

<sup>8</sup> *Abschied und Übergang. Goethes Gedanken über Tod und Unsterblichkeit*. Auswahl von Peter Meuer, Erläuterungen u. Nachwort von Werner Keller. Zürich 1993.

über ihn gewinnen.<sup>9</sup> Er wollte das Leben nicht von der Nacht-, sondern von der Tagseite her betrachten.; nicht das *memento mori*, das *vivere memento* war sein Motto. In der Dialektik von Werden und Vergehen, von „Stirb und Werde“ lag für ihn das Wesen aller Lebensprozesse in der Natur, das menschliche Leben inbegriffen. Bei alledem hat sich Goethe einen Grundsatz zu eigen gemacht, in dessen Befolgung ihn der Philosoph Spinoza bestärkt hat. In Spinozas *Ethik*, seinem Hauptwerk, manifestiere sich, so ist in *Dichtung und Wahrheit* zu lesen, „eine gränzenlose Uneigennützigkeit“, und jenes „wunderliche Wort: Wer Gott recht liebt, muß nicht verlangen, daß Gott ihn wieder liebe, [...] erfüllte mein ganzes Nachdenken. Uneigennützig zu sein in allem, am uneigennützigsten in Liebe und Freundschaft, war meine höchste Lust, meine Maxime, meine Ausübung [...]“ (WA I, 28, S. 288) Es gibt keinen Grund, an der Wahrhaftigkeit dieses Bekenntnisses zu zweifeln. Das landläufige Urteil über Goethes vermeintlichen Egoismus kann ins Reich der Legende verwiesen werden.

Gegenwärtig, so hat es den Anschein, wächst in Zeiten wirtschaftlicher Unsicherheit, ökologischer Verheerung und gewaltsam ausgetragener weltpolitischer Konflikte das Bedürfnis nach Orientierung an Werten, die menschlichem Denken und Handeln Sinn verleihen können. Wertorientierung hat Konjunktur, zahlreiche Angebote suchen ihr Genüge zu leisten. Kann unter solchen Umständen Goethes Verhältnis zur Religion, dem ich mich *achtens* zuwenden möchte, noch Bedeutung beanspruchen?

Zunächst gilt es zu unterscheiden zwischen Goethes Verhältnis zu religiösen Konfessionen und seiner persönlichen Religiosität. Dass Goethe – ein Genie der Ordnung – die christliche Religion in seiner Lebenswirklichkeit als Ordnungsmacht akzeptiert hat, kann in all seinen Lebensetappen nachgewiesen werden. Selbst protestantisch getauft und konfirmiert, hat er all seine Kinder taufen, seinen Sohn August von Herder konfirmieren lassen, wurde er 1806 kirchlich getraut, erhielt er am 26. März 1832 ein christliches Begräbnis. Gleichwohl trat er der Institution Kirche und ihren zentralen Dogmen mit Skepsis und deutlicher Kritik entgegen. Nur ein Beispiel aus den *Venezianischen Epigrammen*:

Vieles kann ich ertragen. Die meisten beschwerlichen Dinge  
Duld' ich mit ruhigem Muth, wie es ein Gott mir gebeut.  
Wenige sind mir jedoch wie Gift und Schlange zuwider;  
Viere: Rauch des Tabaks, Wanzen und Knoblauch und [Kreuz].  
(WA I, 1, S. 323)

---

<sup>9</sup> Vgl. Gespräche. Bd. 3.2, S. 289.

Derlei Äußerungen ziehen sich wie ein Cantus firmus durch sein Werk und verdichten sich im Alter zu einer Religionskritik, die den Beifall von Karl Marx gefunden hätte. Als der Theologe Krummacher 1828 unter dem Titel *Blicke ins Reich der Gnade* eine Predigtsammlung veröffentlichte, erwiderte Goethe in seiner Besprechung, Krummacher setze voraus, „der Mensch taue von Haus aus nichts“, habe aber „stets das Mittel der Erlösung und Rechtfertigung bei der Hand“. Ein solcher Geistlicher sei im Bergischen Land willkommen, „da die Bewohner jener Gegenden [...] sämtlich operose, in Handarbeit versunkene, materialem Gewinne hingegebene Menschen sind, die man eigentlich über ihre körperlichen und geistigen Unbilden nur in Schlaf zu lullen braucht. Man könnte deßhalb diese Vorträge *narkotische Predigten* nennen [...].“ (WA I, 42.1, S. 18 f.)

Doch Goethe weiß zwischen der Institution Kirche und der Gemeinschaft der Gläubigen zu unterscheiden. Aufrichtiger Volksfrömmigkeit hat er in seinem Essay *Sanct Rochus-Fest zu Bingen* eine „heitere im Innern fromme Darstellung“ gewidmet – so im Brief an Sulpiz Boisserée vom 27. September 1816 (WA IV, 27, S. 171) nachzulesen. Religiöser Praxis in jeder Form stand er aufgeschlossen gegenüber. Als Ende 1814 muslimische Baschkiren – Truppenteile des zaristischen Heeres – in Weimar einzogen und in der Aula des Weimarer Gymnasiums Gottesdienst abhielten, hat Goethe daran teilgenommen. Die Wurzeln solcher ökumenischen Toleranz liegen bereits in Goethes Jugend. Von Herder hatte er gelernt, die kanonischen Texte der großen monotheistischen Religionen, *Altes Testament*, *Neues Testament* und *Koran*, als poetische Zeugnisse von den historischen Ursprüngen der Menschheit zu lesen, in denen, wie es im *Divan*-Gedicht *Hegire* heißt, „Himmelslehr‘ in Erdesprachen“ (WA I, 6, S. 5) verkündet wurde. Bildete Bibelkenntnis stets ein Fundament von Goethes poetischer Sprache, so trat der *Koran*, für dessen Verständnis ihm Herder die Augen geöffnet hatte, seit 1814 deutlicher in seinen Gesichtskreis. Davon legen zahlreiche *Divan*-Gedichte Zeugnis ab, in denen sich Naturverständnis im Zeichen Spinozas und Offenheit für islamische Religiosität miteinander verbinden. In seiner Festrede zur Eröffnung der 83. Hauptversammlung der Goethe-Gesellschaft<sup>10</sup> hat Navid Kermani Goethes Nähe zu islamischer Mystik des frühen Mittelalters dargelegt, von Goethes „Gott-Atmen“ gesprochen und als Beleg das folgende *Divan*-Gedicht zitiert:

«Im Athemholen sind zweierlei Gnaden:  
Die Luft einziehen, sich ihrer entladen;  
Jenes bedrängt, dieses erfrischt;  
So wunderbar ist das Leben gemischt.  
Du danke Gott, wenn er dich preßt,

---

<sup>10</sup> *GJb* 2013, S. 23-42.



Und dank' ihm, wenn er dich wieder entläßt.»  
(WA I, 6, S. 11)

Mit dem Philosophenfreunde Friedrich Heinrich Jacobi hatte sich Goethe in den 1780er Jahren über Spinoza ausgetauscht. Doch als dieser 1811 die These öffentlich verkündete, die Natur verberge Gott, stand Goethe vor dem Problem, auf diese Behauptung reagieren zu müssen. Er tat es mit allem gebotenen Takt und legte in seinem Brief vom 6. Januar 1813 vor dem Freund von einst so etwas wie ein persönliches Glaubensbekenntnis ab:

«Ich für mich kann, bey den mannigfaltigen Richtungen meines Wesens, nicht an einer Denkweise genug haben; als Dichter und Künstler bin ich Polytheist, Pantheist hingegen als Naturforscher, und eins so entschieden als das andre. Bedarf ich eines Gottes für meine Persönlichkeit, als sittlicher Mensch, so ist dafür auch schon gesorgt. Die himmlischen und irdischen Dinge sind ein so weites Reich, daß die Organe aller Wesen zusammen es nur erfassen mögen.» (WA IV, 23, S. 226)

Knapp zehn Jahre später geriet Goethe in eine ähnliche Situation, als ihm die Frage nach seinem Glauben, dem *Faust*-Autor die Gretchen-Frage gestellt wurde. Im Herbst 1822 erreichte ihn ein Brief von Augusta Gräfin Bernstorff - Schwester seiner Jugendfreunde Christian und Friedrich Leopold zu Stolberg -, die er niemals zu Gesicht bekommen hatte, an die aber seine schönsten Jugendbriefe gerichtet sind. Die fromme alte Dame wird mancherlei über den großen Heiden Goethe vernommen haben; in ihrem Brief äußerte sie ihre Sorge um Goethes Seelenheil, wies auf die eigene Gläubigkeit hin und mahnte ihn behutsam, ihr auf diesem Wege zu folgen. Offenbar machte dieser Brief den Empfänger einigermaßen ratlos, denn er zögerte mit einer Antwort. Abgesandt wurde diese erst am 17. April 1823, nachdem Goethe von schwerer Krankheit genesen war. Der Antwortbrief ist deutlich zweigeteilt; ich zitiere nur aus dem ersten, 1822 entstandenen Teil:

«Redlich habe ich es mein Lebelang mit mir und andern gemeint und bey allem irdischen Treiben immer auf's Höchste hingeblickt; Sie und die Ihrigen haben es auch gethan. Wirken wir also immerfort, so lang es Tag für uns ist, für andere wird auch eine Sonne scheinen, sie werden sich an ihr hervorthun und uns indessen ein helleres Licht erleuchten. Und so bleiben wir wegen der Zukunft unbekümmert! In unseres Vaters Reiche sind viel Provinzen, und da er uns hier zu Lande ein so fröhliches Ansiedeln bereitete, so wird drüben gewiß auch für beide gesorgt seyn; vielleicht gelingt alsdann, was uns bis jetzo abging, uns

angesichtlich kennen zu lernen und uns desto gründlicher zu lieben. Gedenken Sie mein in beruhigter Treue.» (WA IV, 37, S. 19)

Goethes Brief ist eines der schönsten Zeugnisse seines humanen Denkens. Wie im Brief an Jacobi, so führt er auch hier einen Satz aus dem Johannes-Evangelium (14, 2) im Munde: „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen“ und bekennt sich so zu einer alle Konfessionen übergreifenden Denk- und Glaubensweise. Spinozismus, Lichtverehrung und der Geist des *Neuen Testaments* verschmelzen in seinem Brief. Goethe spricht eine Sprache, die sich dem Denk- und Glaubenshorizont der frommen Gräfin nähert, gleichwohl auf das Aussprechen der eigenen Überzeugungen bedacht ist, ohne aber die Briefpartnerin verletzen zu wollen. Sein Brief erweist sich als Bekenntnis zu einer Religiosität, die menschliche Tätigkeit auf ein Höchstes hin ausgerichtet sieht, jedoch der Bindung an einen personalen Gott nicht bedarf, gleichwohl dem anders Denkenden und Glaubenden mit noblem Verständnis gegenübertritt. In solchem Sinne kann uns Goethes Haltung auch heute Orientierung geben.

In Goethes politischem Handeln, dem ich mich *neuntens* zuwenden möchte, gehen Realitätssinn, persönliche Moralität und Blick auf das Höchste eine harmonische Verbindung ein. Erlauben Sie mir zunächst eingangs einen knappen Kommentar zu der offenbar unausrottbaren Behauptung, Goethe habe das Todesurteil für eine Kindsmörderin unterzeichnet oder zumindest befürwortet. Damals wie heute war das Urteilen Aufgabe ordentlicher Gerichte, die sich ihre Entscheidung nicht leicht machten und jeden Fall von Kindsmord sorgfältig untersuchten; dem regierenden Herzog war es dann anheimgestellt, ein Urteil auf dem Gnadenwege abzumildern. Als Carl August seinen Räten im Geheimen Consilium die Frage nach der Berechtigung der Todesstrafe stellte, griff er ein Problem von grundsätzlicher Bedeutung auf, das in den Debatten der europäischen Aufklärung eine große Rolle spielte. Goethes Votum ist im Wortlaut nicht überliefert, überliefert ist lediglich eine Äußerung vom 4. November 1783, in der er seinen Kollegen im Consilium beipflichtet, es möchte „rätlicher sein [...], die Todesstrafe beizubehalten.“ (MA 2.2, S. 672) Wer daraus eine Anklage ableitet, sollte nicht zuletzt den rechtshistorischen Kontext bedenken: Damals sollte das Strafen der Abschreckung dienen, während es heute den Weg zu sozialer Wiedereingliederung eröffnen soll.

Goethes politische Laufbahn ist schnell umrissen. Einer Einladung des eben ins Amt gelangten Herzogs folgend, traf der Frankfurter Anwalt und mittlerweile berühmte *Werther*-Autor am 7. November 1775 in Weimar ein, wurde im Juni 1776 in das Geheime Consilium berufen und nahm überdies als Vorsitzender herzoglicher Kommissionen eine Fülle von Verwaltungsaufgaben

auf sich. Doch unter der Last der politischen Pflichten drohte sein Künstlertum zu versiegen. In Italien hat sich Goethe als Künstler wiedergefunden. Nach seiner Rückkehr konnte er seine unmittelbar administrativen Pflichten beiseitelegen und sich bis zum Ende seines Lebens Aufgaben in der Kultur- und Wissenschaftspolitik des Herzogtums widmen. Dies geschah im Einverständnis mit Carl August, mit dem ihn lebenslang eine im Kern stabile, wenngleich nicht spannungsfreie persönliche Beziehung verband; was beide vor allem trennte, war des Herzogs unheilvolle Neigung zu Krieg und Militär, der Goethe entschieden, doch auf Dauer vergeblichen Widerstand entgegensetzte. Den Tod des Großherzogs am 14. Juni 1828 hat er als Ankündigung des eigenen Hinscheidens wahrgenommen und sich um des Schutzes des eigenen Selbst willen vor den Trauerfeierlichkeiten nach Dornburg zurückgezogen.

Bei einer Bewertung von Goethes politischem Konzept gerät leicht in Vergessenheit, dass er während seines Studiums, als Praktikant am Reichskammergericht in Wetzlar und in der eigenen Anwaltstätigkeit genügend Gelegenheit hatte, Erfahrungen mit der Gesetzlichkeit des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation zu sammeln. Diese kodifizierte Gesetzlichkeit schuf den Rahmen für das politische Handeln in den zahlreichen deutschen Territorialstaaten, in denen kleinteilige Verhältnisse ein Agieren nach Maßgaben der Vernunft zumindest möglich machten. Goethe selbst hat dem Wirken des Osnabrücker Staatsmanns Justus Möser besondere Aufmerksamkeit geschenkt, und seine ersten Gespräche mit dem Erbprinzen Carl August zum Jahreswechsel 1774/75 in Frankfurt und Mainz kreisten um Möser's *Patriotische Phantasien*, die eben im Erscheinen begriffen waren. „Von der einen Seite hält man am Herkommen fest, von der andern kann man die Bewegung und Veränderung der Dinge nicht hindern“ (WA I, 28, S. 238), so hat Goethe in *Dichtung und Wahrheit* Möser's Konzept beschrieben und darin zugleich sein eigenes politisches Bewusstsein zu erkennen gegeben. Für Goethe war politisches Handeln in erster Linie innenpolitisches Handeln, richtiges Handeln am richtigen Ort. Seinen Ausgang nahm es stets von einer realistischen Bewertung des Status quo und der darin waltenden Missstände. Eine kluge Regierung müsse ihre Aufgabe darin sehen, solche Missstände rechtzeitig zu erkennen und ihnen vorbeugend durch Reformen zu begegnen. Dass müsse aber stets im Einverständnis mit den Betroffenen geschehen und die Verbesserung der Lebensverhältnisse zum Ziel haben. Als Goethe am 24. Februar 1784 seine Festansprache zur Wiedereröffnung des Ilmenauer Bergbaus hielt, von der er sich Wohlstand für das kleine Land versprach, appellierte er an das Mitdenken und Mithandeln aller: „Es tue ein Jeder, auch der Geringste, dasjenige was er in seinem Kreise zu dessen Beförderung [des Bergbaus] tun kann, und so wird es gewiß gut gehen.“ (MA 2.2, S. 754) Einige

Monate später hat er seine Maximen im Brief an Carl August vom 26. November 1784 noch einmal expliziert: „Man muß Hindernisse wegnehmen, Begriffe aufklären, Beyspiele geben, alle Theilhaber zu interessiren suchen, das ist freylich beschwerlicher als befehlen, indessen die einzige Art in einer so wichtigen Sache zum Zwecke zu gelangen, und nicht verändern wollen, sondern verändern.“ (WA IV, 6, S. 397) Derlei sollte auch heute zum Kanon politischer Grundsätze gehören.

Von dem immer wieder zu hörenden Vorwurf, er sei ein Fürstenknecht gewesen, ist Goethe freizusprechen. Im traditionellen Sinne verstand er sich als Staatsdiener, der durch einen Treueeid an den Landesherrn gebunden war. Doch den Spielraum seines Handelns suchte er nach allen Richtungen hin auszumessen. Er hat es nicht an Versuchen fehlen lassen, dem Herzog ins Gewissen zu reden. Im Februar 1779, als preußische Werber ihre Tätigkeit nach Sachsen-Weimar auszudehnen drohten, erteilte er dem Herzog politischen Rat, wie diesem Ansinnen zu begegnen sei - Albrecht Schöne hat Goethes Brief eine exemplarische Studie gewidmet<sup>11</sup>. Am 3. September 1783 beging Carl August seinen 26. Geburtstag; zu diesem Tag widmete ihm Goethe sein Gedicht *Ilmenau*, das in die Strophen mündet:

«So mög', o Fürst, der Winkel deines Landes  
Ein Vorbild deiner Tage sein!  
Du kennest lang die Pflichten deines Standes  
Und schränktest nach und nach die freie Seele ein.  
Der kann sich manchen Wunsch gewähren,  
Der kalt sich selbst und seinem Willen lebt;  
Allein wer andre wohl zu leiten strebt,  
Muß fähig sein, viel zu entbehren.

So wandle du - der Lohn ist nicht gering -  
Nicht schwankend hin, wie jener Sämann ging,  
Daß bald ein Korn, des Zufalls leichtes Spiel,  
Hier auf den Weg, dort zwischen Dornen fiel;  
Nein! streue klug wie reich, mit männlich stäter Hand  
Den Segen aus auf ein geackert Land;  
Dann laß es ruhn: die Ernte wird erscheinen  
Und dich beglücken und die Deinen.»  
(WA I, 2, S. 147)

Hält man sich Goethes politische Grundsätze vor Augen, dann wird auch verständlich, dass ihm die Revolution in Frankreich als Menetekel erscheinen

---

<sup>11</sup> Vgl. Schöne (Anm. 1), S. 153-221.

musste. Dass diesem Ereignis reale Missstände zugrunde lagen, leugnete Goethe nicht. Für ihn aber war sie zunächst ein Geschehen auf fremdem Boden mit spezifischen nationalen Ursachen, aus denen für Deutschland die richtigen Schlussfolgerungen – im Sinne seiner reformerischen Grundsätze – zu ziehen seien. Ein Blick auf alles revolutionäre Aufbegehren im 20. und 21. Jahrhundert bestärkt mich in der Auffassung, dass Goethe mit seinem Einspruch gegen Terror und Gewalt Recht behalten hat.

Je älter Goethe wurde, desto skeptischer urteilte er über die Sinngebung der Geschichte und sinnvolles politisches Handeln. Zeitzeuge der anbrechenden Moderne, fand er den Weltzustand zusehends absurd und konfus. „Verwirrende Lehre zu verwirrtem Handel“, so lautet das Urteil in seinem letzten, an Wilhelm von Humboldt gerichteten Brief vom 17. März 1832, „waltet über die Welt, und ich habe nichts angelegentlicher zu thun als dasjenige was an mir ist und geblieben ist wo möglich zu steigern und meine Eigenthümlichkeiten zu cohobiren, wie Sie es, würdiger Freund, auf Ihrer Burg ja auch bewerkstelligen.“ (WA IV, 49, S. 283) Bewahrung des Eigenen in Kunst und Wissenschaft setzt sich Goethe zum Ziel, will aber zugleich die Zuversicht nicht preisgeben, im Zeichen eines Trotz alledem wirken zu können. Politische Visionen lagen ihm fern. Goethe war kein Utopist. Träume von einem künftigen paradiesähnlichen Zustand werden im künstlerischen Werk ironisch oder tragisch akzentuiert. Entschiedenem Widerstand setzte Goethe insbesondere allen Technik-Utopisten entgegen, die im Gefolge des Grafen Henri de Saint-Simon eine künftige Welt für perfekt planbar hielten und einen Glückszustand für alle auf dem Wege der totalen Naturbeherrschung herbeiführen wollten. Über diese „Secte“, wie Goethe sie nannte, urteilte er in seinem Brief an Zelter vom 28. Juni 1831: „An der Spitze dieser Secte stehen sehr gescheite Leute, sie kennen die Mängel unserer Zeit genau und verstehen auch das Wünschenswerthe vorzutragen; wie sie sich aber anmaßen wollen, das Unwesen zu beseitigen und das Wünschenswerthe zu befördern, so hinkt sie überall.“ (WA IV, 48, S. 258 f.)

Aller Skepsis ungeachtet, die sich in der Weltbetrachtung des späten Goethe zu erkennen gibt, soll *zehntens und letztens* die Frage nach dem Prinzip Hoffnung in Goethes Werk gestellt werden. Ist diese Frage überhaupt zulässig? *Elpis* [griechisch], *Hoffnung*, ist die letzte Strophe von Goethes Gedicht *Urworte*. *Orphisch* überschrieben. Voraufgegangen war die Strophe *Ananke* [griechisch], *Nötigung*, in der das „harte Muß“, die „ehrne[] Mauer“ der realen Verhältnisse poetische Gestalt gewann. Darauf nimmt die Hoffnungs-Strophe Bezug:

«Doch solcher Gränze, solcher ehrnen Mauer  
Höchst widerwärt'ge Pforte wird entriegelt,  
Sie stehe nur mit alter Felsendauer!  
Ein Wesen regt sich leicht und ungezügelt:

Aus Wolkendecke, Nebel, Regenschauer  
Erhebt sie uns, mit ihr, durch sie beflügelt,  
Ihr kennt sie wohl, sie schwärmt durch alle Zonen;  
Ein Flügelschlag – und hinter uns Äonen!»  
(WA I, 3, S. 96)

Für mich hat die Hoffnungs-Strophe einen durchaus ambivalenten Charakter. Dem Schwärmen, dem geistigen Überspringen der Wirklichkeit, hat Goethe tiefe Skepsis entgegengebracht. „Schwärmer prägen den Stempel des Geists auf Lügen und Unsinn“ (WA I, 1, S. 321), so hat er in den *Venezianischen Epigrammen* über die Wortführer der Revolution in Frankreich geurteilt. Goethe leugnet das Faszinosum nicht, das uns im Emporschweben der Hoffnung, die hier als ein Euphorion vergleichbares Wesen erscheint, zuteilwerden kann, doch er macht ebenso auf die darin verborgene Gefahr aufmerksam, den Boden unter den Füßen zu verlieren und sich einer gehalt- und gestaltlosen Sehnsucht hinzugeben.

Solche Ambivalenz gibt sich auch in jener Dichtung zu erkennen, die Goethe erst der Nachwelt als Botschaft anvertrauen wollte, im zweiten Teil seines *Faust* und dort vor allem im fünften Akt. Anknüpfend an die Hoffnungs-Strophe ließe sich sagen, dass Goethe in der abschließenden Szene *Bergschluchten* seinem Prinzip Hoffnung die aus seiner Sicht erreichbare poetische Gestalt gegeben hat – im Angesicht einer Moderne, die in den voraufgehenden Akten und Szenen sehr deutliche Kontur gewonnen hatte. Eben dieses Verhältnis von Moderne-Diagnose und Zukunftsoption ist in jüngerer Zeit immer wieder von den Interpreten thematisiert worden. Dazu nur wenige Bemerkungen. Unter dem Titel „Wanderers Verstummen“ hat der Berliner Germanist Michael Jaeger 2014 sein drittes „Faust“-Buch vorgelegt<sup>12</sup>. Jaeger setzt, sehr verkürzt gesprochen, den Wanderer, der zu Beginn des fünften Aktes Philemon und Baucis aufsucht, und den Dichter Goethe in eins; das Verstummen des Wanderers, so sein Befund, sei auch das Verstummen des verzweifelten Goethe angesichts der Schrecken der Moderne. Im Licht eines solchen Befundes muss Fausts Kolonisierungsplan als Signum einer die Natur versklavenden Moderne, Fausts Bekundung in Vers 11580 „Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn“ (WA I, 15.1, S. 316) als verblendete, schwärmerische Illusion erscheinen. Im Lichte solcher Betrachtung erscheint die Gegen-Welt der *Bergschluchten* als ästhetisches Anhängsel. Seit dem 19. Jahrhundert war die Figur des Faust als heroische Lichtgestalt verklärt, seine Vision vom freien Volk auf freiem Grund den jeweiligen politischen Verhältnissen entsprechend

---

<sup>12</sup> Michael Jaeger: *Wanderers Verstummen, Goethes Schweigen, Fausts Tragödie. Oder: Die große Transformation der Welt*. Würzburg 2014.

gedeutet worden: in der Zeit des Faschismus als Gewinnung von Lebensraum im Osten, zu DDR-Zeiten als Entwurf einer postkapitalistischen Sozialordnung. Im Deutschunterricht der DDR nahm Vers 11580 den Charakter eines politischen Bekenntnisses an, das erst im realen Sozialismus verwirklicht werden könne. Dass es ein blinder Faust ist, der seinen Weltunterwerfungsplan verkündet, dass die Lemuren nicht in seinem Sinne welterobernd tätig sind, sondern sein Grab ausheben, solchen Einsichten haben sich die Exegeten faustischen Tatendrangs immer verschlossen. Für sie genügte es, Faust angesichts seines Tatendrangs als gerettet anzusehen. Für andere erweist sich Faust als Verbrecher, als Repräsentant der bürgerlichen Moderne.

Ungeachtet aller tragischen Ironie, die über diesem Geschehen waltet, bleibt die Frage nach der Funktion der Szene *Bergschluchten*. Ist sie eine halbherzige Rettung des verbrecherischen Faust, um radikaler Trostlosigkeit aus dem Weg zu gehen, oder ergibt sie sich – anders aber, als die auf Perfektibilität setzenden Interpreten meinen – mit großer Folgerichtigkeit aus der Gesamtanlage der Dichtung, aus Fausts „Schöpfungsgenuss“ – ein Stichwort, das Goethe, wie Hans-Jürgen Schings jüngst argumentiert hat<sup>13</sup>, in den Paralipomena notiert hat. Goethe, so Schings, habe es im *Prolog im Himmel* aufgerufen und in der gesamten Dichtung gegenwärtig gehalten – bis hin zu Fausts sogenannter Schlussvision, wo dessen „Schöpfungsgenuss“ durch den Bezug auf den dritten Schöpfungstag der Genesis einen starken positiven Akzent erhalte. Fausts Rettung in der Szene *Bergschluchten* sei damit vorgezeichnet. Goethe habe, so begründen andere Interpreten Fausts Rettung, das ihm seit Jugendzeiten vertrauten Postulat des Kirchenlehrers und Ketzers Origenes von der Apokatastasis panton, der Wiederbringung aller, aufgegriffen, dem zufolge auch dem schuldbeladenen Faust vor dem Weltenrichter Christus liebende Vergebung zuteilwerden kann. Wichtiger noch ist in meinen Augen das zum bisher Gesagten nicht in Widerspruch stehende Argument, dass Goethe Natur und Liebe, die Grundlagen seines Weltverhältnisses, in der letzten *Faust*-Szene, die in einer katholisch figurierten Bildwelt spielt, noch einmal aufruft: als Gegen-Macht zur heraufziehenden Moderne sind sie in der gesamten Dichtung gegenwärtig. Am Ende werden sie als Hoffnungs-Zeichen trotz alledem in den rätselhaften Schlusszeilen beschworen:

«Alles Vergängliche  
Ist nur ein Gleichniß;  
Das Unzulängliche  
Hier wird's Ereigniß;

---

<sup>13</sup> Hans-Jürgen Schings: *Faust und der dritte Schöpfungstag*. In: *DVjs* 88, S. 439-467.

Das Unbeschreibliche  
Hier ist's gethan;  
Das Ewig-Weibliche  
Zieht uns hinan.» (WA I, 15.1, S. 337)

Mit diesen Zeilen entlässt uns Goethe, lässt uns zurück mit Fragen, die sich stets aufs Neue aus der Lektüre nicht nur des *Faust* ergeben. Nicht zuletzt darin liegt die Lebendigkeit, die Aktualität jeder Auseinandersetzung mit Dichtung der Vergangenheit, auch mit Goethes Werk.

„Jedes ausgesprochene Wort“, so notiert Ottilie in den *Wahlverwandtschaften* in ihrem Tagebuch, „erregt den Gegensinn.“ (WA I, 20, S. 240) Man wird mir hoffentlich zugutehalten, dass ich, meiner eigenen Überzeugung folgend, das Bild eines lebens- und wirklichkeitszugewandten Goethe gezeichnet, seine Skrupel, seine Skepsis gleichwohl nicht verschwiegen habe. Dass es in seinem Denken und Handeln Widersprüche gibt, kann nicht bestritten werden. Darüber kann man jederzeit in einen Dialog treten, denn nur in Spruch und Widerspruch kann sich so etwas wie historische Wahrheit herausbilden. Ein Forum für diesen Dialog bietet die Goethe-Gesellschaft ihren Mitgliedern und Gästen in all ihren Veranstaltungen. So wäre es für mich der schönste Lohn, wenn dieser Gemeinschaft von Freunden Goethes stetiger Zuwachs beschieden wäre.



**Johann Wolfgang von Goethe  
(1749-1832)**

Ein dialogischer Monolog  
185 Jahre später

von

Dr. Werner Heil

# Johann Wolfgang von Goethe



## I.

Exzellenz, – so sprach man Sie damals an, denn Sie waren kein armer Poet, sondern ein hochgestellter Staatsmann, Minister und Geheimer Rat eines Herzogs des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation. Sie verwalteten das Bildungswesen des Landes, beriefen und entließen Professoren der Universität Jena, kümmerten sich um den Bergbau und um vieles mehr. Sie waren mit ganzer Kraft Staatsmann. Dichter waren Sie nur nebenbei.

Sie verfolgten mit großer Aufmerksamkeit den Gang der Wissenschaften, wechselten Briefe und Meinungen mit vielen Gelehrten, ja, Sie wurden selbst Gelehrter und Forscher, trieben die Forschungen voran – ihre eigenen wie auch die fremden. Ihr Rat und Urteil waren geschätzt. –

Wir Heutigen wissen kaum noch etwas davon.

Für uns sind Sie ein großer Dichter, einer der größten, vielleicht sogar der größte, den Deutschland je hatte. –

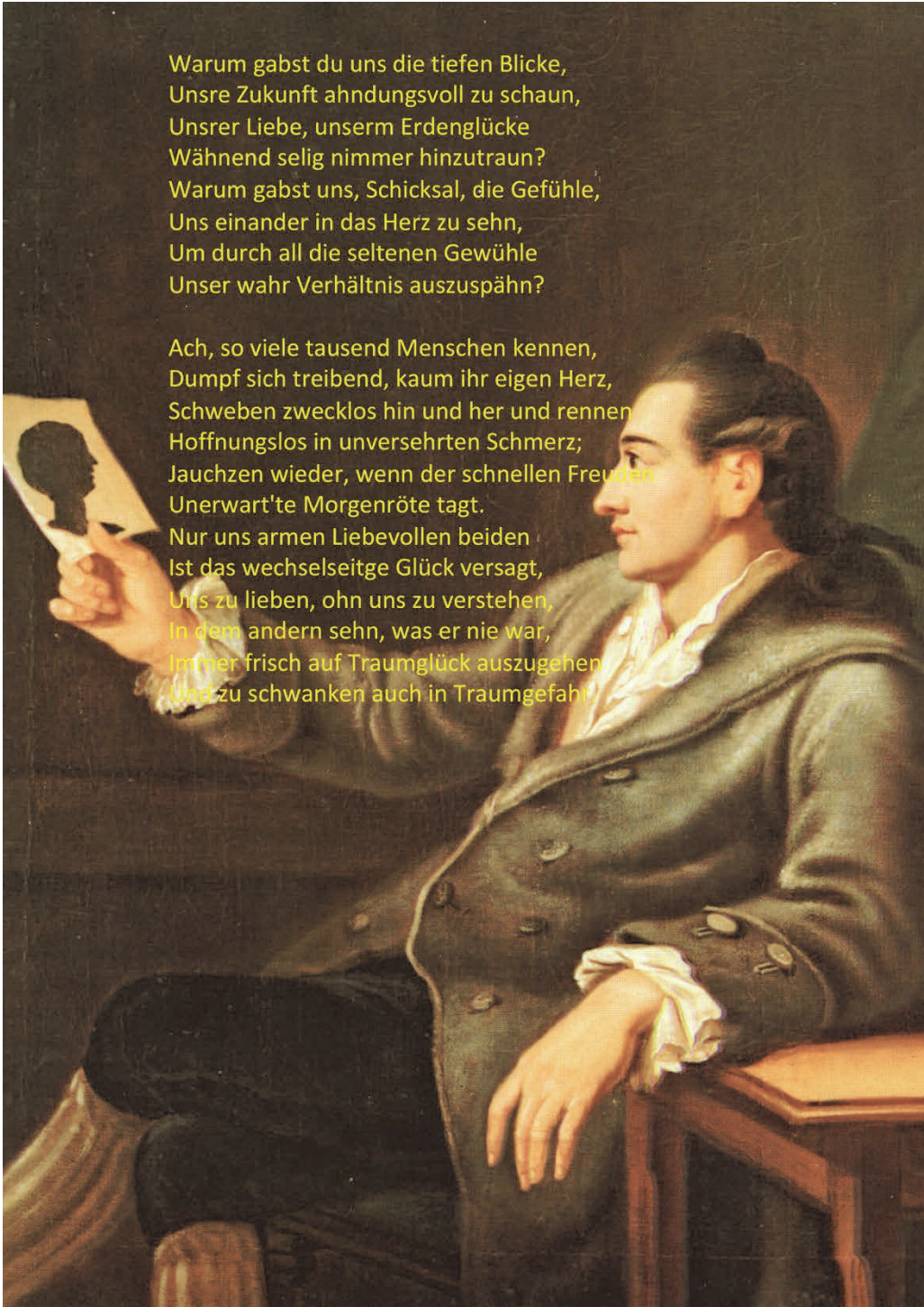
– Sie runzeln die Stirn – trotz dieser zweifellos hohen Anerkennung? – Sie würdigen Ihre Leistung anders als wir sechsfach Nachgeborenen? Gut – ; aber lassen Sie uns davon später sprechen.

Zunächst etwas Anderes: Sie sind zum Namensgeber heutiger Schulen und Institutionen geworden. Auch der unsrigen. Freut Sie das? – Nur bedingt? Sie meinen, dass das heute eine nur oberflächliche Auszeichnung darstelle, keine ernsthafte Würdigung – man brauche eben irgendwelche Namen. –

Anders wäre es, wenn man Ihren Namen als Ansporn, Verpflichtung, Wegweiser empfände? – Ich gestehe, dass gerade dieser Anspruch uns damals abhielt, uns für Sie als Namensgeber zu entscheiden. Dieses gewaltige, alles umfassende, schwer zugängliche Werk! – Sie verstehen...? Und doch scheinen Sie unzufrieden? – Wer, sagen Sie, sollte sich denn mit Ihrem Werk befassen, wenn nicht die höheren Lehranstalten? Und zum Erschließen, glauben Sie, sei Ihr eigenes Leben Hinweis genug?

Warum gabst du uns die tiefen Blicke,  
Unsre Zukunft ahnungsvoll zu schau'n,  
Unsrer Liebe, unserm Erdenglücke  
Während selig nimmer hinzutraun?  
Warum gabst uns, Schicksal, die Gefühle,  
Uns einander in das Herz zu sehn,  
Um durch all die seltenen Gewühle  
Unser wahr Verhältnis auszuspähn?

Ach, so viele tausend Menschen kennen,  
Dumpf sich treibend, kaum ihr eigen Herz,  
Schweben zwecklos hin und her und rennen  
Hoffnungslos in unversehrten Schmerz;  
Jauchzen wieder, wenn der schnellen Freuden  
Unerwart'te Morgenröte tagt.  
Nur uns armen Liebevollen beiden  
Ist das wechselseitge Glück versagt,  
Uns zu lieben, ohn uns zu verstehen,  
In dem andern sehn, was er nie war,  
Immer frisch auf Traumglück auszugehen  
Und zu schwanken auch in Traumgefahr!



## II.

Ihr Leben? Am Anfang trieben Sie sich in Auerbachs Keller herum, pflegten heimliche Liebschaften statt ernsthaft zu studieren, wie es Ihr Vater wollte – und, nebenbei, großzügig finanzierte! Dann nach Straßburg – tiefsinnige Gespräche mit Herder, Ihrem Spiritus Rector, die Entdeckung Erwin von Steinbachs und der Gotik für das erstaunte restliche Deutschland – gut, ja – das waren Flammen Ihres jugendlichen Geistes, die weithin züngelten und sich in den alten Moder fraßen. – Aber dann wieder der leidenschaftliche Liebhaber, die Ausritte nach Sessenheim („Sesenheim“ in Ihrer Schreibweise) - „es schlug mein Herz, geschwind zu Pferde“ – hin zu Friederike, der Sie glühend zu Füßen lagen, ... und dann grausam das Herz brachen. Sie hat Sie auf ewig geliebt, wollte keinen anderen mehr in ihrem Leben. Sie widmeten ihr später ein paar Zeilen, die ihrer Liebe wert waren. – Leider konnte sie sie nicht mehr lesen.

Ihre damalige Reue hat den Dichter in ihnen wiedererweckt! Immerhin ...

Dann ging's weiter ans Reichskammergericht, Wetzlar. Wiederum wenig Juristerei, und viel Liebe und Leidenschaft. «Lotte» hieß die neue Flamme, die manchen Brand stiftete. Im «Werther» haben Sie ihr ein Denkmal gesetzt – und sich neues Ungemach von der Seele geschrieben! «Werther» machte Mode; leider auch der Selbstmord aus Liebesleid. Hier waren Sie groß – und unbesonnen!

Nach Ihrer Rückkehr nach Frankfurt hätten Sie die Möglichkeit gehabt, eine gute Partie zu machen. Sie lernten Lili kennen, eine junge Dame, die von Gefühl, Geist, Stand und Vermögen Ihnen das Wasser reichen konnte. Sie hatten sich mit ihr verlobt – dann aber die Verlobung wieder aufgelöst. Sie fürchteten eine feste Bindung, die den Gang Ihres Geistes hätte aufhalten können? Man munkelte, dass auch die Mutter Ihrer Verlobten auf die Trennung hinwirkte. „Wird er“ – so argwöhnte sie – „auch Lili wieder sitzen lassen?“ Das wollte sie ihrer Tochter ersparen. Sie haben das verstanden; – auch, dass Sie sich und Ihr weiteres Dasein in Frankfurt unmöglich gemacht haben. Sie wollten, Sie mussten weg. Der erste Gedanke kam auf, nach Italien zu ziehen, Ihre Lage – und sich selbst zu verlassen.

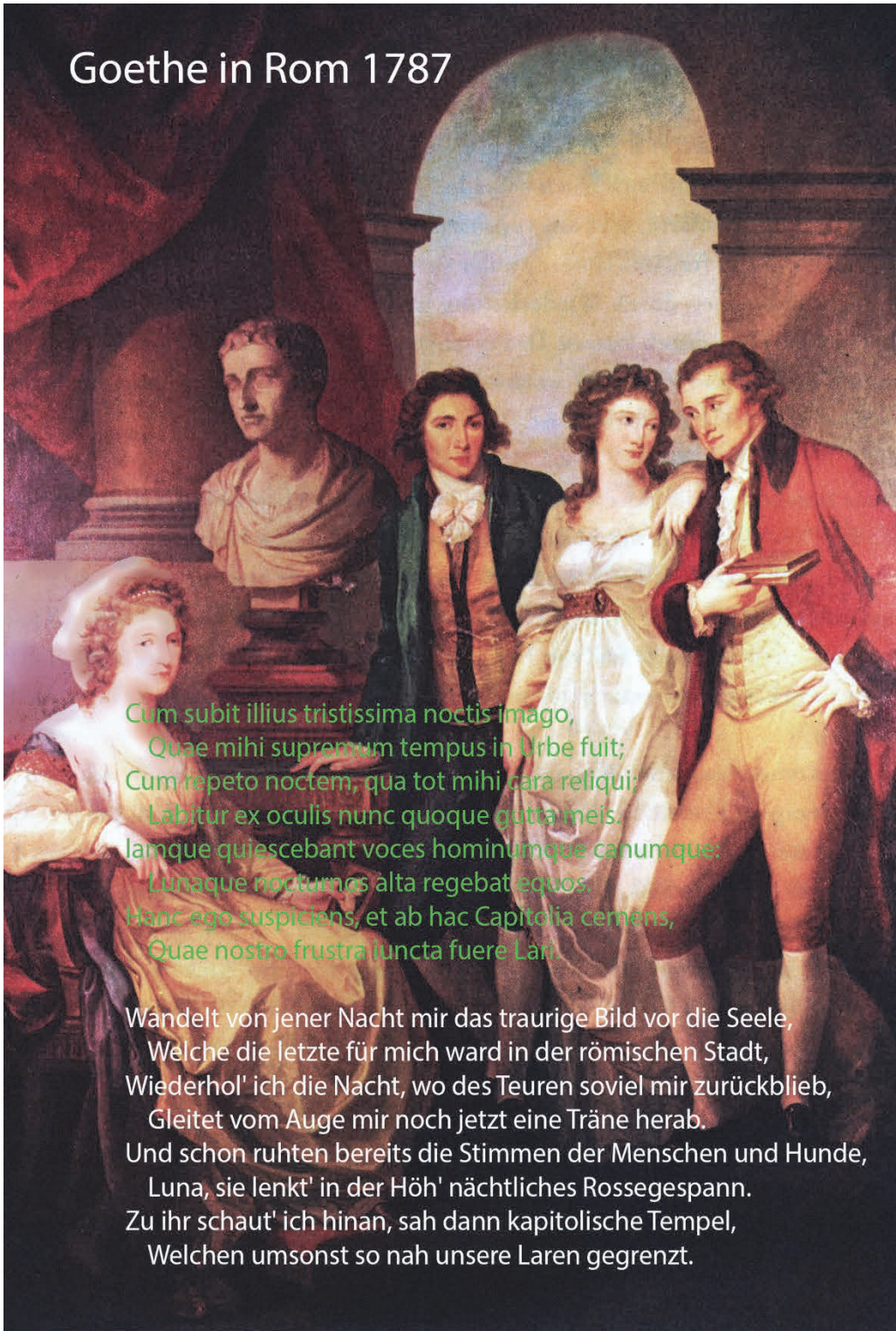
Doch es kam anders.

Sie machten die Bekanntschaft des jungen Karl-August, Herzog von Sachsen-Weimar-Eisenach, der Ihr Zögling, Freund und Mäzen wurde. Sie zogen mit ihm dahin, erlaubten sich beide leichtsinnige Späße. Eine neue «Lotte» trat in Ihren Lebenskreis – Charlotte von Stein, eine Frau mit tiefem Blick für Ihr Wesen, die Sie im Innersten veränderte: «Warum gabst Du uns die tiefen Blicke ...». Die Liebe, das große Motiv Ihres Lebens, Exzellenz, wurde reifer. Es wird Sie verfolgen bis an Ihr Lebensende ....

«In unsres Busens Reine wogt ein Streben,  
Sich einem Höhern, Reinern, Unbekannten  
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,  
Enträtselfnd sich den ewig Ungenannten;  
Wir heißen's: fromm sein! – Solcher seligen Höhe  
Fühl' ich mich teilhaft, wenn ich vor ihr stehe.»

So werden Sie viele Jahre später schreiben; ... aber so weit sind wir noch nicht.

## Goethe in Rom 1787



Cum subit illius tristissima noctis imago,  
Quae mihi supremum tempus in Urbe fuit;  
Cum repeto noctem, qua tot mihi cara reliqui:  
Labitur ex oculis nunc quoque gutta meis.  
Iamque quiescebant voces hominumque canumque:  
Lunaque nocturnos alta regebat equos.  
Hanc ego suspiciens, et ab hac Capitolia cernens,  
Quae nostra frustra iuncta fuere Lari.

Wandelt von jener Nacht mir das traurige Bild vor die Seele,  
Welche die letzte für mich ward in der römischen Stadt,  
Wiederhol' ich die Nacht, wo des Teuren soviel mir zurückblieb,  
Gleitet vom Auge mir noch jetzt eine Träne herab.  
Und schon ruhten bereits die Stimmen der Menschen und Hunde,  
Luna, sie lenkt' in der Höh' nächtliches Rossegespann.  
Zu ihr schaut' ich hinan, sah dann kapitolische Tempel,  
Welchen umsonst so nah unsere Laren begrenzt.

### III.

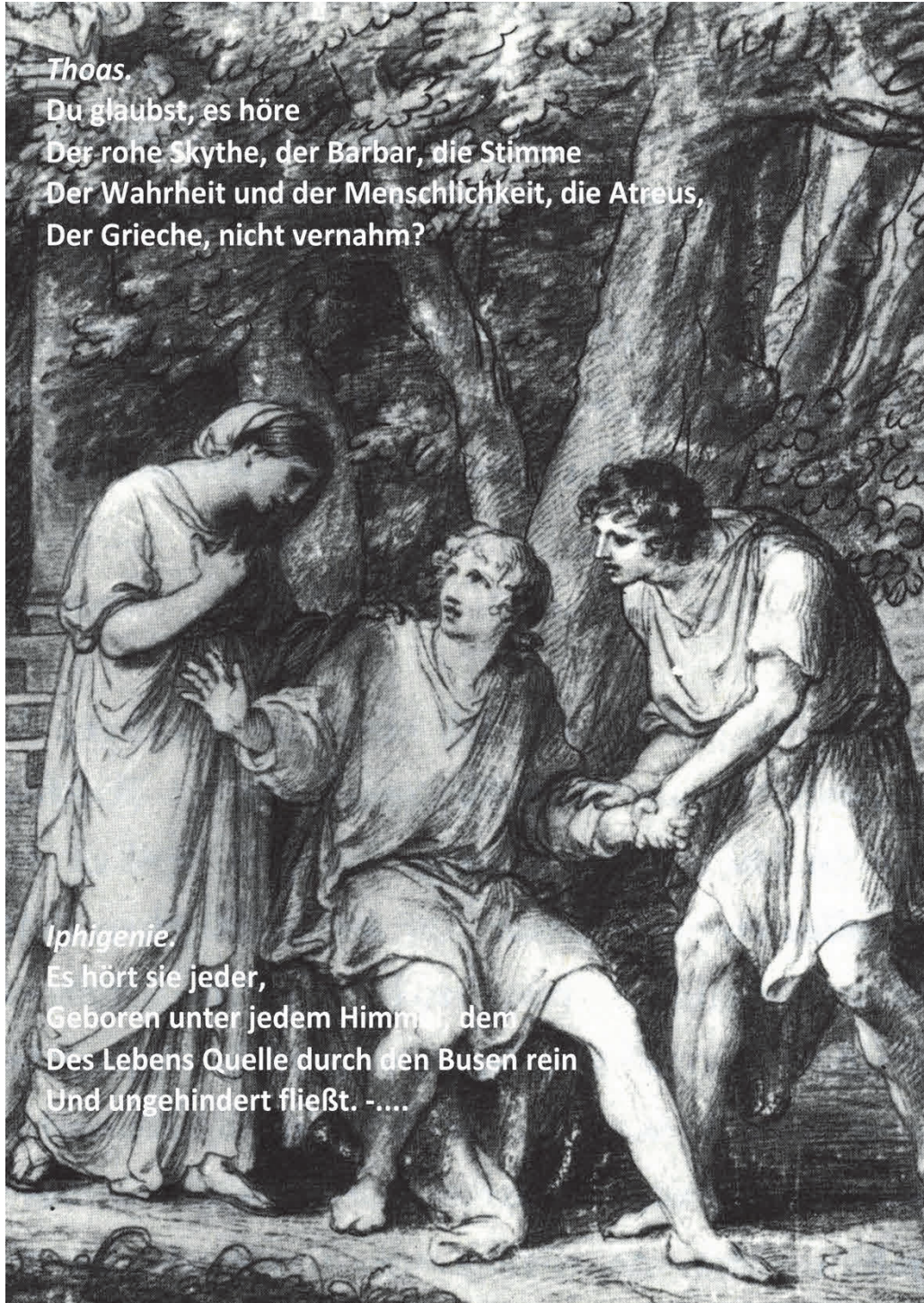
In Weimar waren Sie zehn Jahre lang vor allem Staatsmann, widmeten Ihre ganze Kraft den Geschicken des Landes – und sonnten sich im alten Ruhm des stürmischen Dichters, ohne Neues erscheinen zu lassen. Es schien, als hätten Sie der Poesie entsagt. Nur in der Stille reiften Pläne, die Sie aber nur Ihrem engen Freundeskreis mitteilten.

In den deutschen Ländern (Deutschland gab es ja zu Ihrer Zeit noch nicht) wuchs eine neue Dichtergeneration heran, die – trotz aller Verehrung für Sie – andere Ziele verfolgte. Es schien, als gehörten Sie schon zum „alten Eisen“.

Auch Ihre Umgebung wurde Ihnen zunehmend unbehaglich – wie zehn Jahre zuvor in Frankfurt. Und wie damals fassten Sie den Entschluss, Deutschland zu verlassen. Nur gingen Sie diesmal wirklich. Oder sollte man besser sagen „flohen“? Es war eine „Nacht- und Nebelaktion“. Niemanden Ihrer Nächsten hatten Sie ins Vertrauten gezogen. Nur der Herzog wusste Bescheid. Er, dem Sie bislang unentbehrlich waren, hatte Sie ziehen lassen. – Vermutlich blieb Ihnen nicht verborgen, dass auch er sich von Ihnen emanzipierte. – Aber das war ja auch Ihr Ziel als Erzieher Seiner Durchlaucht.

Sie reisten inkognito; was sich natürlich nicht lange aufrechterhalten ließ. Aber reisten Sie auch inkognito gegenüber sich selbst? Waren Sie noch der, für den man Sie in Deutschland hielt und der Ihnen morgens aus dem Spiegel entgegenschaut? Italien hat Sie tiefgreifend erschüttert und verändert. Sie waren zum ersten Mal in Ihrem Leben rundum glücklich! Und das bei all dem, was Sie bisher an Bemerkens- und Beneidenswertem erlebt hatten! Ja, Sie gingen so weit, zu behaupten, dass, wer Italien gesehen habe, in seinem Leben nie wieder ganz unglücklich werden könne. Mit Italien meinten Sie die Kunstwerke der Antike, aber auch die Natur, die Sie auf Ihre Weise betrachteten. Die Kunstwerke, so Ihre Erkenntnis, offenbarten die Gesetzmäßigkeiten, die in der Natur walten. Hier, meinen Sie, liege der Schlüssel zum Verständnis Ihres Strebens. Allerdings auf einer Höhe, die nicht leicht zu verstehen sei. Das war schon zu Ihrer Zeit so und gilt heute noch viel mehr. – Jedes Hohe verlange seinen Preis, sagen Sie, und Natur, Mensch, Kunst und Religion seien ohne eine tiefere Anstrengung nicht verständlich. Das sei Ihre Botschaft, die auch heute noch gelte.

Nun, Sie haben die Anfänge unserer heutigen Weltsicht miterlebt – und waren entsetzt! «Hingepfahlte Begriffe», so kritisierten Sie die Kant-Laplacesche Weltentstehungstheorie, mit denen man nichts, aber auch gar nichts erklären könne ... Zu unserer Urknalltheorie würden Sie wohl Ähnliches sagen.



*Thoas.*

Du glaubst, es höre  
Der rohe Skythe, der Barbar, die Stimme  
Der Wahrheit und der Menschlichkeit, die Atreus,  
Der Grieche, nicht vernahm?

*Iphigenie.*

Es hört sie jeder,  
Geboren unter jedem Himmel, dem  
Des Lebens Quelle durch den Busen rein  
Und ungehindert fließt. -....



#### IV.

Doch bleiben wir bei der Kunst. Sie hatten Arbeiten im Gepäck, die Sie in Italien abschließen wollten: «Iphigenie», «Tasso» und den «Faust». Sie lagen alle in Prosafassungen vor; es sollte ihnen nun eine klassische Form gegeben werden. Eine «klassische Form» - das bedeutet, wenn ich Sie richtig verstanden habe, nicht einfach eine Wiederaufnahme antiker Versmaße, keine nostalgische Renaissance längst vergangener Zeiten also, sondern eine Form, die verborgene Naturgesetze offenbart, wie das auch bei den Alten, so Ihre Anschauung, der Fall war. Mit dieser Haltung gingen Sie an «Iphigenie» und «Tasso» heran. (Den «Faust» haben Sie übrigens in Italien unbearbeitet liegen gelassen.)

Sie haben einen alten Stoff aufgenommen – Iphigenie, auf deren Familie ein tödlicher Fluch lastet und die den Fluch beenden, sich und ihren Bruder retten will – und ihm diese Wendung gegeben:

Iphigenie:

«Ich werde großem Vorwurf nicht entgehn,  
Noch schwerem Übel, wenn es mir misslingt;  
Allein *euch* leg ich's auf die Knie! Wenn  
Ihr wahrhaftig seid, wie ihr gepriesen werdet,  
So zeigt's durch euren Beistand und verherrlicht  
Durch mich die Wahrheit! ....  
Uns beide hab ich nun, die Überbliebenen  
Von Tantals Haus, in deine Hand gelegt:  
Verdirb uns – wenn du darfst.

Thoas:

«Du glaubst, es höre  
Der rohe Skythe, der Barbar, die Stimme  
Der Wahrheit und der Menschlichkeit, die Atreus,  
Der Grieche nicht vernahm?»

Iphigenie:

«Es hört sie jeder,  
Geboren unter jedem Himmel, dem  
Des Lebens Quelle durch den Busen rein  
Und ungehindert fließt. ...»

Diese Worte, Exzellenz, haben tiefen, tiefen Eindruck hinterlassen – Nein, nicht zu Ihrer Zeit; da wurden sie, wie Sie leidvoll erfahren haben, gleichgültig und kalt aufgenommen. ... Nein, einhundertfünfzig Jahre später – nach den Erfahrungen schwerer Barbarei und mörderischer Kriege. Da wurde verstanden, dass Sie ein Grundgesetz menschlichen Lebens ausgesprochen haben; – verstanden gerade auch an unserer Schule, die seit dieser Zeit Ihren Namen trägt.



Goethes Begegnung mit Napoleon

„Und wer französet oder britet,  
italienert oder teutschet,  
einer will nur wie der andre,  
was die Eigenliebe heischet.“

West-östlicher Divan,  
Buch des Unmuts

„Unser Hausherr,  
als Jüngling  
nach Europa gelangt,  
fand sich hier ganz anders.  
Diese unschätzbare Kultur,  
seit mehreren tausend Jahren  
entsprungen, gewachsen,  
ausgebreitet, gedämpft,  
gedrückt,  
nie ganz erdrückt,  
wieder aufatmend,  
sich neu belebend  
und nach wie vor  
in unendlichen  
Tätigkeiten  
hervortretend,  
gab ihm ganz  
andere Begriffe,  
wohin die Menschheit  
gelangen kann.“

Wilhelm Meisters  
Wanderjahre I, 7



## V.

Sie haben erste Anfänge der Barbarei als Zeitgenosse der Französischen Revolution miterlebt, mit der ein neues Europa begann. Das, was wir heute als Errungenschaften der Revolution preisen, haben Sie nicht so gewürdigt wie wir Heutigen. Sie haben hier Ihre Skepsis gehabt. Ein Volk, das sich selbst regieren will, eine Gesellschaft, bei der alle gleich sein sollen ... Nein, das war nicht Ihre Welt. Nicht, weil Ihnen die Ideen fremd waren, sondern weil Sie die Schwierigkeiten ihrer Umsetzung sahen. In Ihrem «Wilhelm Meister» haben Sie Forderungen an eine moderne Gesellschaft erhoben, die der Revolution würdig gewesen wären; – eine allgemeine Steuer zur Förderung eines Gemeinwesens, die von allen, nicht nur dem Dritten Stand, zu zahlen wäre.

Und Ihrem Protagonisten des Romans empfahlen Sie «Europa», um sich zu bilden. In den Gedanken Ihrer Zeit hieß dies: sich zu einem Menschen zu entwickeln, der des Namens wert ist. «Europa» – das war für Sie nicht die Summe der Nationalstaaten; die haben sich erst mit und nach Ihrer Zeit entwickelt. Daher waren Sie auch kein Nationalist, noch nicht einmal ein Patriot, wie man Ihnen zur Zeit der Befreiungskriege gegen Napoleon vorgeworfen hat. Sie standen auf einer Höhe der Geistesbildung, die es Ihnen erlaubte zu sagen, Sie empfänden das Schicksal eines anderen Volkes so, wie wenn es Ihr eigenes wäre. Hier sind wir heute, 185 Jahre nach Ihrem Tode, weit hinter Ihnen zurück.

Sie haben die persönliche Begegnung mit Napoleon nicht gesucht, konnten ihr aber auch nicht ausweichen. Sie haben ihn walten sehen wie eine Naturkraft, die zerstört und aufbaut in einem. Er war nicht Ihr Feind und schon gar nicht der nationale Gegner. Sie waren ganz selbstverständlich und natürlich Europäer und Kosmopolit. Diese Ansicht teilten Sie mit ihren gleichaltrigen Zeitgenossen. Nur die Jungen stürmten auf politisch anderen Wegen. Für sie wurde «Freiheit» immer mehr etwas Nationales. Auf diesem Weg konnten und wollten Sie nicht mit. Die Sackgasse, in die er führte, haben Sie geahnt; heute ist sie offenbar.

„Ich möcht' erkennen, was die Welt  
Im Innersten zusammenhält ...“



F a u s t.  
Ein Fragment.  
Von  
Goethe.  
Neue Ausgabe.  
Leipzig,  
bey Georg Joachim Göschen,  
1790.

F a u s t.  
Eine Tragödie.  
von  
Goethe  
Leipzig.  
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.  
1808.

H e l e n a  
Klassisch-romantische  
Phantasmagorie.  
von  
Goethe  
Zwischenpiel zu Faust.

F a u s t.  
Der Tragödie zweyter Theil  
in fünf Acten.  
(Vollendet im Sommer 1808.)  
Göttingen bey Vandenhoeck & Ruprecht.  
Göttinger Worte. XLII. Bd. 1

## VI.

Während der Napoleonischen Ära, 1808, hatten Sie endlich Ihren «Faust» veröffentlicht. Als junger Mann kam Ihnen die erste Idee dazu; dann haben Sie immer weiter daran gearbeitet; hier und da mal daraus vorgelesen, auch ein «Fragment» publiziert. Den zweiten Teil hatten Sie versiegelt und testamentarisch hinterlassen. Er sollte erst nach Ihrem Tode veröffentlicht werden. Sie wollten die Reaktion der Öffentlichkeit nicht mehr erleben. So skeptisch waren Sie mittlerweile gegenüber Ihrem Publikum geworden und so persönlich nahe stand Ihnen Ihr Werk. Es zog sich nicht nur über Ihr Leben hin; Ihr Inneres spiegelte sich in ihm.

Die Veröffentlichung war eine Sensation! Mit einem Schlage waren Sie wieder in aller Munde. Der seit Jahrzehnten verloschene Vulkan – so Ihr Bild in der Öffentlichkeit – war wieder aktiv, schleuderte Feuermassen, wie sie Deutschland und die Welt noch nie gesehen hatten! In der Tat: Nun waren Sie fraglos wieder der erste Dichter Deutschlands. Und Europa schloss sich an. Jetzt standen Sie auf einer Höhe mit Homer, Dante und Shakespeare. Von nun an war Ihre Person untrennbar mit diesem Werk verknüpft: Wer «Goethe» sagte, sagte auch «Faust»; und wer «Faust» sagte, nannte das Höchste, was man sich in der Literatur vorstellen konnte.

Dabei ist Ihr Stück alles andere als zeitgemäß; auf dem Hintergrund unserer Weltanschauung geradezu grotesk. – Sie verwundern sich? – Nun ja, die Verführung, das ist ein Thema, das geht ... Aber die Engel, der Teufel, der Erdgeist, ja, selbst Gott lassen Sie ungeniert auftreten ... behaupten dann aber allen Ernstes, dass Ihnen beim Christentum der Glaube fehle. Das passt doch nicht. Oder? – Sie bitten, die Dinge doch nicht so oberflächlich zu betrachten. Ihr ganzes Leben – und damit die unterschiedlichsten Erfahrungen über fünfzig, sechzig Lebensjahre hinweg spiegelten sich in dem Drama. – Gut, aber die Teile müssen dennoch zusammenpassen! – Das tun sie, sagen Sie? Man möge nur die Fragestellung beachten: «... erkennen, was die Welt im Innersten zusammenhält.» Da reiche es nicht, nur unsere Welterfahrung heranzuziehen; andere Zeiten hatten auch ihre Wahrheit ... – die Sie dann in poetischen Bildern zusammenfassen? – Das Wenigste sei Bild, sondern ganz konkret, sagen Sie. Wer die Bilder nur als Bilder nehme, der irre sehr leicht ... Aber Sie seien der Dichter, nicht der Interpret Ihrer Werke. Und Sie sprechen die Dinge in Bildern aus, weil sie sich anders nicht aussprechen lassen.



Welch neues Geheimnis in Mitte der Scharen  
Will unseren Augen sich offenbaren?  
Was flammt um die Muschel, um Galatees Füße?  
Bald lodert es mächtig, bald lieblich, bald süße.  
Als wär' es von Pulsen der Liebe geführt.

Homunculus ist es, von Proteus verführt!  
Es sind die Symptome des herrischen Sehns,  
Mir ahnet das Ächzen beängsteten Dröhnens;  
Er wird sich zerschellen am glänzenden Thron;  
Jetzt flammt es, nun blitzt es, ergießet sich schon.

Welch feuriges Wunder verküßt uns die Wellen,  
Die gegeneinander sich funkelnd zerschellen?  
So leuchtet's und schwanket und hellet hinan.  
Die Körper, sie glühen auf nächtlicher Bahn,  
Und ringsum ist alles vom Feuer umronen;  
So herrsche denn Eros, der alles begonnen!

Alles Vergängliche  
Ist nur ein Gleichnis;  
Das Unzulängliche,  
Hier wird's Ereignis;  
Das Unbeschreibliche,  
Hier ist's getan;  
Das Ewig-Weibliche  
Zieht uns hinan.

## VII.

Das gelte besonders für den zweiten Teil des «Faust». Mit ihm haben Sie die Welt wahrhaft vor Rätsel gestellt – und ich verstehe gut, dass Sie die Reaktion der Öffentlichkeit nicht mehr erfahren wollten. War es doch schon bei anderen Werken so, dass die Leute ratlos davorstanden – und sich abwandten, bestenfalls Allegorien abstrakter Begriffe erkannten. So auch hier, wenn Sie «die Sorge», den «Habebald» oder «Haltefest» auftreten lassen ... Oder gar die endlose Anzahl mythologischer Figuren in der «Klassischen Walpurgisnacht». Es hat ernsthafte Kritiker gegeben, die Sie hier nicht mehr ernst nehmen konnten, Sie sogar verspotteten. – Wie? Ein schmerzliches Lächeln geht über Ihr Gesicht? Nichts sei allegorisch, keine einzige Figur nur phantasievolle Mythologie? Alles sei notwendig, denn das Thema höchst anspruchsvoll. Die «Klassische Walpurgisnacht» schließe sich nicht umsonst an die Szene von «Wagners Laboratorium» an, der einen künstlichen Menschen erschaffen will. Dies gelinge ihm auch – aber nur mit Hilfe des Teufels, was Wagner nicht bemerke. Und dieser Mensch sei auch nicht wirklich lebensfähig, könne nur in einer Glaskugel existieren. Die «Walpurgisnacht», sagen Sie, soll nun nichts Geringeres zeigen als den natürlichen Weg, den der Mensch nehmen musste, um Mensch zu werden? Sie soll die Evolution des Menschen zeigen? Sie wäre damit ein Gegenentwurf zu Darwins Evolutionstheorie, die Sie natürlich noch nicht kannten, weil sie erst Jahrzehnte nach Ihrem Tod veröffentlicht wurde? – Sie schauen gespannt, Exzellenz? Ja, es gab Forscher, die auf Ihren Spuren wandelten und die Darwinsche Lehre als unzulänglich, ja, haltlos kritisierten. Sie konnten sich aber nicht durchsetzen. – Sie erschrecken? Sie glauben, dass es bei einer solchen Lehre nicht nur darum gehe, ob sie wissenschaftlich richtig oder falsch sei, sondern dass sie auch soziale und politische Konsequenzen habe? Dass eine solche Lehre dazu führen müsse, das soziale Zusammenleben zu gefährden? Dass Menschen nicht mehr als Menschen, sondern nur noch als biologische Fakten gesehen werden, die man nutzt, wenn sie einem nützlich sind, und wegwirft, wenn man sie nicht mehr braucht oder sie lästig sind?

Ihre Lehre wahre den Wert und die Würde des Menschen, sagen Sie, denn sie begründe ihn wie die alten Religionen, nur eben auf wissenschaftliche Art und Weise.

Daher Ihr Ausspruch:

«Wer Wissenschaft und Kunst besitzt,  
Hat auch Religion.  
Wer jene beiden nicht besitzt,  
Der habe Religion.»





## VIII.

Mit diesem Vierzeiler sind wir tief in Ihre Gedankenwelt eingedrungen.

Als Sie aus Rom zurückkehrten, hatten Sie sich ganz der Wissenschaft gewidmet. Gewiss, die Aufnahme Ihrer neuen Werke war kalt, Ihr Publikum hatte sich von Ihnen abgewandt. Aber das allein begründete natürlich nicht Ihre Hinwendung zur Wissenschaft. Sie hatte einen tieferen Grund: Ihre Kunst sei so, dass sie nach einer Wissenschaft verlange, und Ihre Wissenschaft so, dass sie die Kunst als ihren höchsten Ausdruck betrachte.

Sie arbeiteten sich in nahezu alle Wissensgebiete ein – sei es aufgrund Ihres persönlichen Interesses, sei es aufgrund Ihrer dienstlichen Aufgaben als leitender Minister des Herzogtums. Hörte man damals die Leute reden, existierten zwei Universitäten im Herzogtum: Eine in Jena, für die Sie als Minister verantwortlich waren, und eine in Weimar – Sie selbst! Die heute leichthin geäußerte Meinung, Ihre Arbeiten seien dilettantisch, hält einer ernsthaften Prüfung nicht stand. Sie entspricht auch nicht der Einschätzung Ihrer Zeitgenossen, wenn man von der Zunft der Physiker absieht, über die wir später noch reden müssen. Sie forschten, nahmen Teil an der Forschung, standen im Austausch mit den anerkannten Wissenschaftsgrößen Ihrer Zeit. Und Sie lehrten auch. Sie hielten Vorlesungen zur Anatomie des Menschen. Ihr Erfolg in dieser Disziplin wurde sogar in der wissenschaftlichen Terminologie sichtbar: Die Zwischenkiefernaht des Menschen trägt Ihren Namen - «Sutura Goethei».

Auch Schiller trug zu Ihrem wissenschaftlichen Forschen bei - unabsichtlich. Ihr Verhältnis zu ihm war in den ersten Jahren nicht das Beste. Zwar sorgten Sie dafür, dass er den Lehrstuhl für Geschichte an der Jenaer Universität und damit eine materielle Basis für sich und seine Familie bekam, aber persönlich hielten Sie zu ihm Distanz – so lange und so ausdauernd, dass sich bei Schiller schon Verzweiflung regte. Erst ein Zufall brachte hier die Wende. Auf dem Heimweg von einer Gelehrtenversammlung kamen Sie mit ihm in ein so intensives Gespräch, dass Sie ihm bis in seine Wohnung folgten. Sie entwickelten ihm hierbei Ihre Anschauung von der «Urpflanze». Schiller hörte sich die Sache an, meinte dann aber trocken, dass es sich hierbei nicht um eine Anschauung, sondern um eine Idee handelte. Sie stutzten, waren erzürnt und versetzten, dass es Ihnen ja nur lieb sein könne, dass Sie Ideen haben und sie sogar mit Augen sähen.

Damit hatte Sie Schiller zwar nicht gefördert, aber methodisch in die Spur gebracht. Sie befassten sich mit der Ihnen ungewohnten Philosophie, studierten Kant und kamen zur Einsicht in die Besonderheit Ihrer Denkweise, die ein Zeitgenosse «Anschauende Urteilskraft» nannte. Darüber waren Sie sehr glücklich. Diese, die Sinnesanschauung niemals verlassende, Denkweise liegt allen Ihren wissenschaftlichen Arbeiten zugrunde. Sie kennzeichnet einen entscheidenden Unterschied zur heutigen Wissenschaft, der eine Verständigung nicht unmöglich, aber doch sehr schwierig macht.




## IX.

Ein Zweites kommt hinzu, das Ihr Denken von der heutigen Wissenschaft grundlegend unterscheidet: Ihre Anschauung von der Einheit aller Dinge, auch der Einheit des Physischen, Psychischen und Geistigen.

«Ich fürchte den Vorwurf nicht, dass es ein Geist des Widerspruches sein müsse, der mich von Betrachtung und Schilderung des menschlichen Herzens, des jüngsten, mannigfaltigsten, beweglichsten, veränderlichsten, erschütterlichsten Teiles der Schöpfung zu der Beobachtung des ältesten, festesten, tiefsten, unerschütterlichsten Sohnes der Natur geführt hat. Denn man wird mir gerne zugeben, dass alle natürlichen Dinge in einem genauen Zusammenhange stehen, dass der forschende Geist sich nicht gerne von etwas Erreichbarem ausschließen lässt. [...]

Mit diesen Gesinnungen näherte ich mich euch, ihr ältesten würdigsten Denkmäler der Zeit. Auf einem hohen nackten Gipfel sitzend und eine weite Gegend überschauend kann ich mir sagen: Hier ruhst du unmittelbar auf einem Grunde, der bis zu den tiefsten Orten der Erde hinreicht, keine neuere Schicht, keine aufgehäuften zusammengeschwemmten Trümmer haben sich zwischen dich und den festen Boden der Urwelt gelegt, du gehst nicht wie in jenen fruchtbaren schönen Tälern über ein anhaltendes Grab, diese Gipfel haben nichts Lebendiges erzeugt und nichts Lebendiges verschlungen, sie sind vor allem Leben und über alles Leben. In diesem Augenblicke [...] werde ich zu höheren Betrachtungen der Natur hinaufgestimmt, und wie der Menscheng Geist alles belebt, so wird auch ein Gleichnis in mir rege, dessen Erhabenheit ich nicht widerstehen kann. So einsam, sage ich zu mir selber, indem ich diesen ganz nackten Gipfel hinabsehe und kaum in der Ferne am Fuße ein geringwachsendes Moos erblicke, so einsam sage ich, wird es dem Menschen zumute, der nur den ältesten, ersten, tiefsten Gefühlen der Wahrheit seine Seele eröffnen will. Ja, er kann zu sich sagen: hier auf dem ältesten ewigen Altare, der unmittelbar auf die Tiefe der Schöpfung gebaut ist, bring ich dem Wesen aller Wesen ein Opfer. Ich fühle die ersten festesten Anfänge unsers Daseins; ich überschau die Welt, ihre schrofferen und gelinderen Täler und ihre fernen fruchtbaren Weiden, meine Seele wird über sich selbst und über alles erhaben und sehnt sich nach dem nähern Himmel. Aber bald ruft die brennende Sonne Durst und Hunger, seine menschlichen Bedürfnisse, zurück. Er sieht sich nach jenen Tälern um, über die sich sein Geist schon hinausschwang, er beneidet die Bewohner jener fruchtbareren quellreichen Ebenen, die auf dem Schutte und Trümmern von Irrtümern und Meinungen ihre glücklichen Wohnungen aufgeschlagen haben, den Staub ihrer Voreltern aufkratzen und das geringe Bedürfnis ihrer Tage in einem engen Kreise ruhig befriedigen. Vorbereitet durch diese Gedanken, dringt die Seele in die vergangenen Jahrhunderte hinauf, sie vergegenwärtigt sich alle Erfahrungen sorgfältiger Beobachter, alle Vermutungen feuriger Geister.»

So schrieben Sie in Ihrer Betrachtung über den Granit. Es klingt für uns poetisch, nicht wissenschaftlich. – Und so lassen wir uns, entgegen Sie, zu einem Irrtume verführen, der in Ihrem Denken gar nicht liege.



«Dich verwirret, Geliebte,  
die tausendfältige Mischung  
Dieses Blumengewühls  
über dem Garten umher;  
Viele Namen hörst du an,  
und immer verdrängt  
Mit barbarischem Klang  
einer den andern im Ohr,  
Alle Gestalten sind ähnlich,  
und keine gleicht der andern;  
...

...  
Und so deutet der Chor  
auf ein geheimes Gesetz,  
Auf ein heiliges Rätsel.  
Oh, könnt' ich dir,  
liebliche Freundin,  
Überliefern sogleich  
glücklich das lösende Wort!»

## X.

So sehr Sie von der Einheit aller Dinge überzeugt waren, so sehr waren Sie ein Gegner einer einheitlichen Methode. Die zu Ihrer Zeit schon erkennbare reduktionistische Methode der Naturwissenschaft, die alles auf materielle Vorgänge zurückführen will, hielten Sie für verfehlt. Um Lebendiges zu verstehen, so meinten Sie, bedarf es einer anderen Methode als zur Betrachtung physikalischer Sachverhalte. – Der Ursprung und die Natur des Lebens sind auch heute noch nicht geklärt. Und lebten Sie heute, würden Sie wohl ein gewichtiges Wort in diese Debatte einzubringen haben. Sie stehen hier in diametralem Gegensatz zu unserer Denkweise, die das Leben aus physisch-chemischen Vorgängen herleiten will.

«Zwar ist's mit der Gedankenfabrik  
Wie mit einem Weber-Meisterstück,  
Wo Ein Tritt tausend Fäden regt,  
Die Schifflin herüber-hinüber schießen,  
Die Fäden ungesehen fließen,  
Ein Schlag tausend Verbindungen schlägt.  
Der Philosoph, der tritt herein  
Und beweist Euch, es müsst' so sein:  
Das Erst' wär' so, das Zweite so,  
Und drum das Dritt' und Vierte so;  
Und wenn das Erst' und Zweit' nicht wär',  
Das Dritt' und Viert' wär' nimmermehr.  
Das preisen die Schüler allerorten,  
Sind aber keine Weber geworden.  
Wer will was Lebendigs erkennen und beschreiben,  
Sucht erst den Geist heraus zu treiben,  
Dann hat er die Teile in seiner Hand,  
Fehlt, leider! nur das geistige Band.  
Encheiresin naturae nennt's die Chemie,  
Spottet ihrer selbst und weiß nicht wie.»

So lassen Sie Mephistopheles, den Geist des Widerspruchs und der Verneinung, einen jungen Studenten verwirren!

Für Sie ist das Leben das Ursprünglichere, für das Sie eine eigene Denkweise verlangen und entwickelt haben. Das Tote, glauben Sie, könne man wohl aus dem Lebenden ableiten, nicht aber das Leben aus dem Toten. Gleiches kann nur aus Gleichem stammen. – Und Sie verlangen, dass dieses Prinzip nun auch konsequent innerhalb dieser Wissenschaft angewandt werden soll...? Um dann am Ende wieder zu einer Einheit zu gelangen, die die Unterschiede aufhebt? Groß und genial! – aber schwierig! –

Sie entwickelten das, was Sie den «Typus» nannten – in Ihrer Alltagssprache «Urpflanze» oder «Urtier». Ein Schema, von dem Sie begeistert waren, weil man mit ihm Pflanzen und Tiere «ins Unendliche erfinden» könne, die – wenn sie auch nicht existieren – doch existieren könnten!



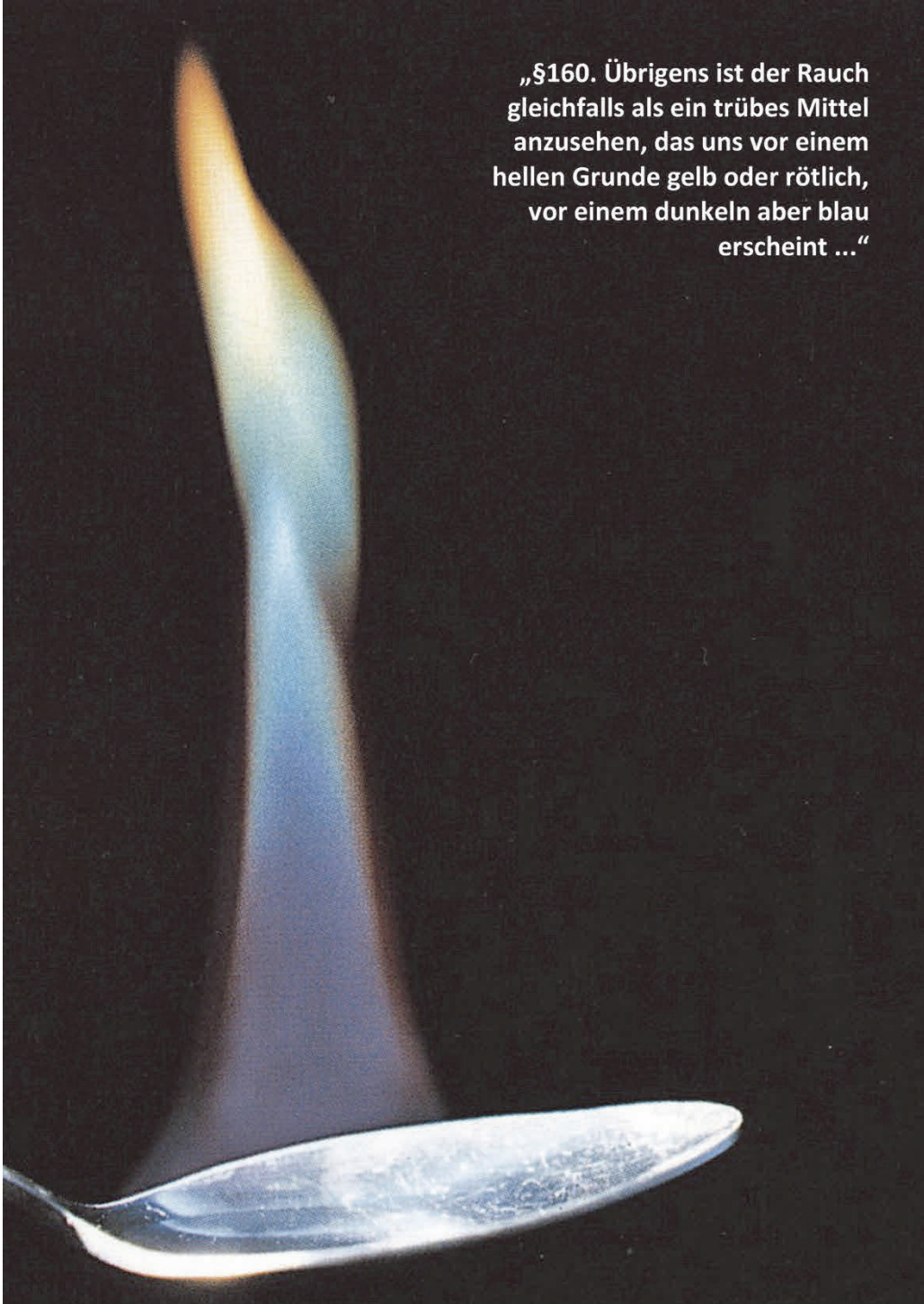
## XI.

Dieses Schema bringt wiederum einen Grundzug Ihres Denkens ans Licht. Für Sie ist die Natur ein Wesen, das ökonomisch verfährt, ökonomisch verfahren muss. Was sie an einer Stelle zu viel gibt, muss sie an anderer wieder einsparen. Daher ist für Sie klar, warum ein Tannenbaum keine saftigen Früchte haben, ein Apfelbaum seine Samen nicht in Zapfen verpacken und ein Löwe keine Hörner tragen kann.

«Doch im Innern befindet die Kraft der edlern Geschöpfe  
Sich im heiligen Kreise lebendiger Bildung beschlossen.  
Diese Grenzen erweitert kein Gott, es ehrt die Natur sie:  
Denn nur also beschränkt war je das Vollkommene möglich.  
Doch im Inneren scheint ein Geist gewaltig zu ringen,  
Wie er durchbreche den Kreis, Willkür zu schaffen den Formen  
Wie dem Wollen; doch was er beginnt, beginnt er vergebens.  
Denn zwar drängt er sich vor zu diesen Gliedern, zu jenen,  
Stattet mächtig sie aus, jedoch schon darben dagegen  
Andere Glieder, die Last des Übergewichtes vernichtet  
Alle Schöne der Form und alle reine Bewegung.  
Siehst du also dem einen Geschöpf besonderen Vorzug  
Irgend gegönnt, so frage nur gleich: wo leidet es etwa  
Mangel anderswo? und suche mit forschendem Geiste;  
Finden wirst du sogleich zu aller Bildung den Schlüssel.  
Denn so hat kein Tier, dem sämtliche Zähne den obern  
Kiefer umzäunen, ein Horn auf seiner Stirne getragen,  
Und daher ist den Löwen gehörnt der ewigen Mutter  
Ganz unmöglich zu bilden, und böte sie alle Gewalt auf;  
Denn sie hat nicht Masse genug, die Reihen der Zähne  
Völlig zu pflanzen und auch Geweih und Hörner zu treiben.»

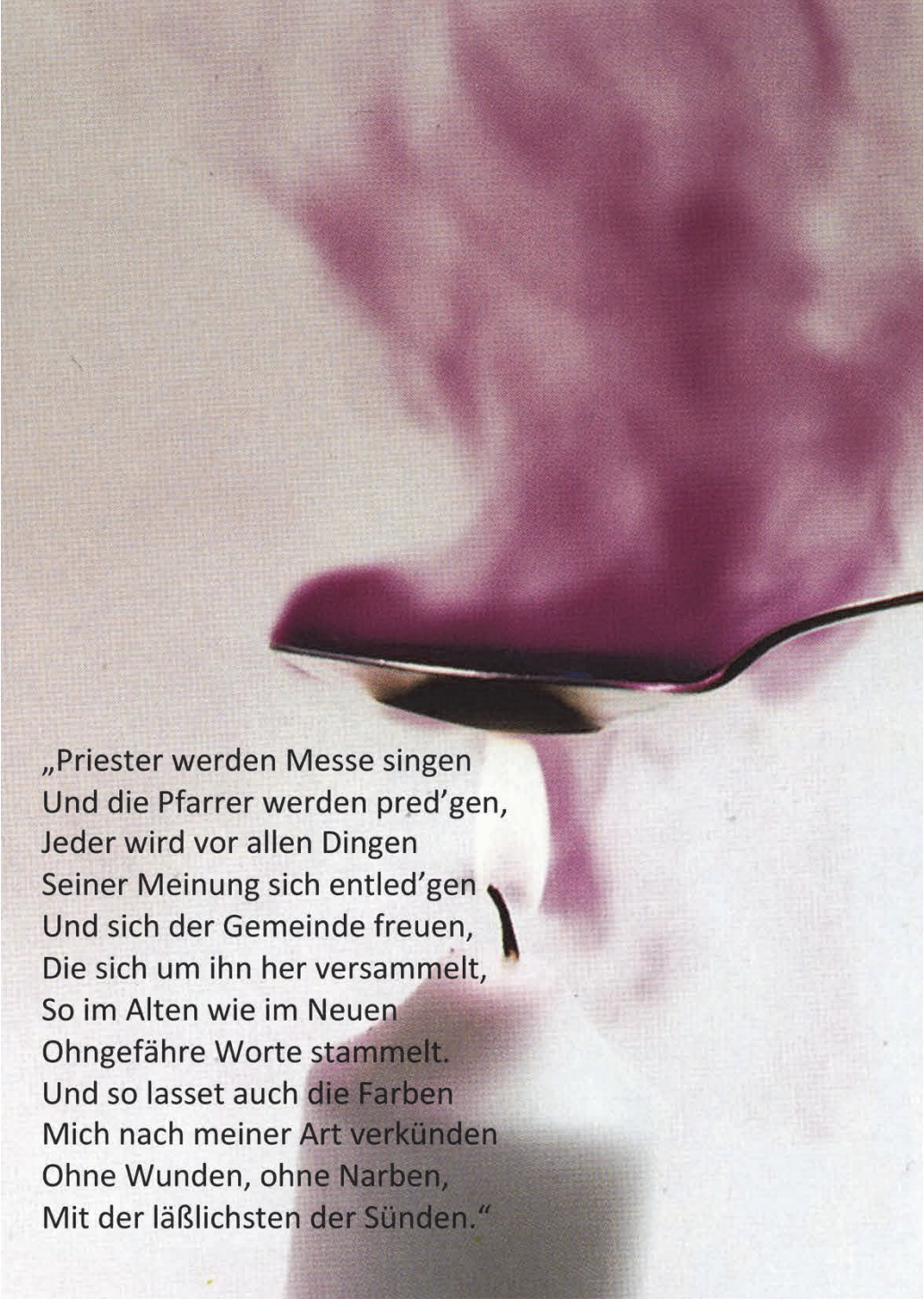
Ich bekenne, Exzellenz, dass eine solche Betrachtung einem die Natur näherbringt als die nüchtern gegenständliche («objektive») Weise unserer Wissenschaft; man spürt die lebendigen Kräfte, in denen wir mittendrin stehen, von denen wir selbst Teil sind, was Sie schon im Credo Ihrer Jugendjahre so begeisternd formuliert haben. –

Sie entwickelten hier übrigens eine Denkweise, die sich überall in der Weltgeschichte findet – nur nicht in der europäischen Neuzeit, wenn man von Ihnen und Ihren wenigen Nachfolgern absieht. Heißt das, dass nicht Sie und Ihre Anschauungsweise, sondern unsere neuzeitliche Wissenschaft einen Sonderfall der historischen Entwicklung darstellt und damit früher oder später wieder überwunden werden wird? Die Unbeirrbarkeit, mit der Sie an Ihren Anschauungen gegenüber allen Widrigkeiten und Anfeindungen Ihrer Zeit festgehalten haben, wäre so gut zu verstehen.



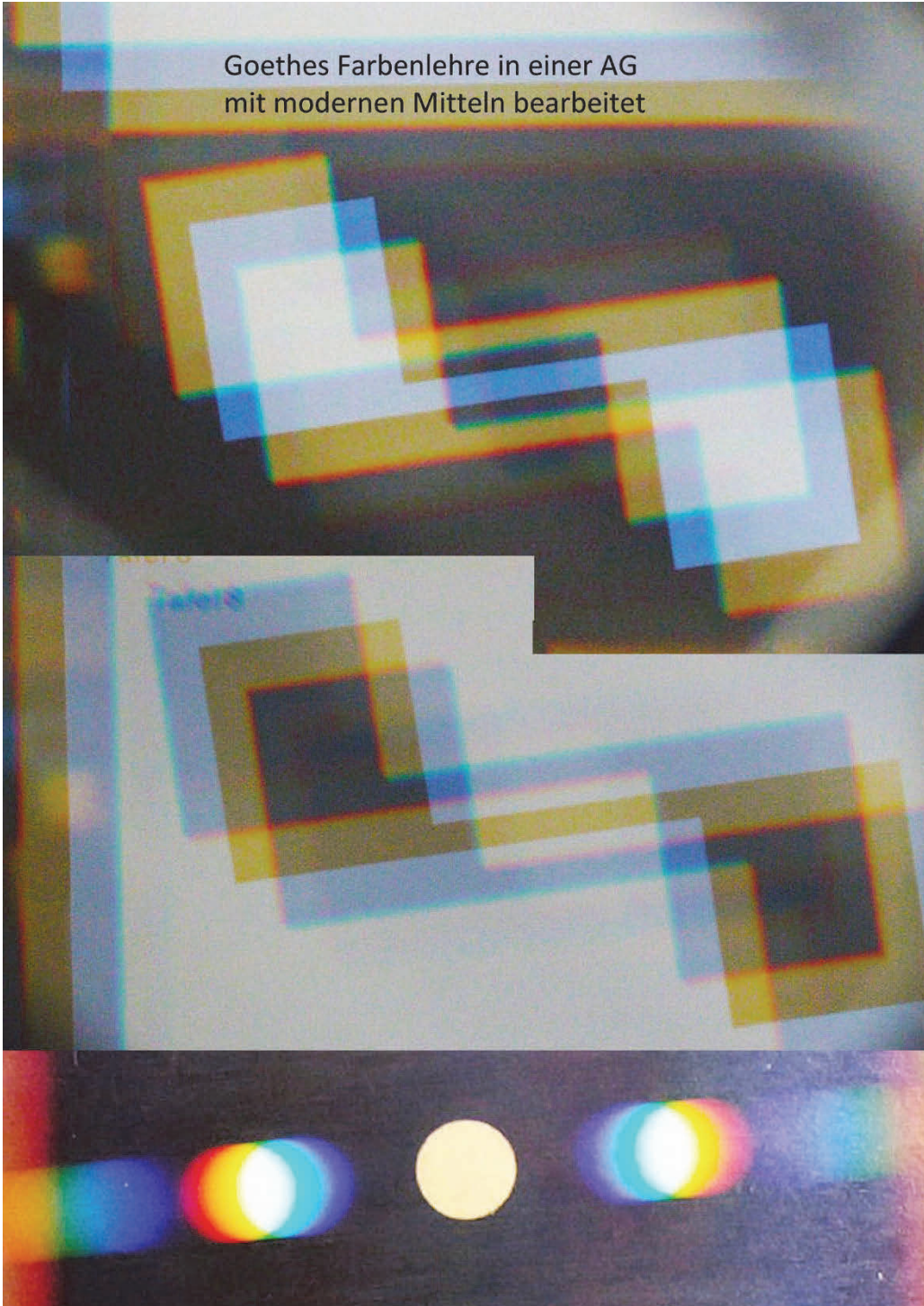
„§160. Übrigens ist der Rauch  
gleichfalls als ein trübes Mittel  
anzusehen, das uns vor einem  
hellen Grunde gelb oder rötlich,  
vor einem dunkeln aber blau  
erscheint ...“





„Priester werden Messe singen  
Und die Pfarrer werden pred'gen,  
Jeder wird vor allen Dingen  
Seiner Meinung sich entled'gen  
Und sich der Gemeinde freuen,  
Die sich um ihn her versammelt,  
So im Alten wie im Neuen  
Ohngefähre Worte stammelt.  
Und so lasset auch die Farben  
Mich nach meiner Art verkünden  
Ohne Wunden, ohne Narben,  
Mit der läßlichsten der Sünden.“

Goethes Farbenlehre in einer AG  
mit modernen Mitteln bearbeitet



## XII.

Anfeindungen haben Sie vor allem bezüglich Ihrer «Farbenlehre» erlebt. Sie bestehen bis zum heutigen Tage fort. Und vermutlich würden Sie ihnen auch heutzutage weiterhin mit der gleichen Kraft und Unbeirrbarkeit trotzen wie damals zu Ihrer Zeit. Ihre «Farbenlehre» ist das Werk, an dem Sie neben dem «Faust» am längsten gearbeitet haben – mehr als vierzig Jahre. Es ist die umfassendste «Farbenlehre» der Weltgeschichte; kein Gelehrter vor oder nach Ihnen hat den Gegenstand so breit und umsichtig bearbeitet wie Sie – sowohl historisch als auch empirisch. Und es ist das Werk, das Sie unter Ihren Arbeiten am höchsten geschätzt haben. «Auf alles, was ich als Poet geleistet habe, [...] bilde ich mir gar nichts ein.», sagten Sie in hohem Alter zu Eckermann, Ihrem Sekretär. «Es hat große Dichter vor mir gegeben und es wird deren nach mir geben. Aber [...] konnte ich nicht stolz sein, wenn ich mir seit zwanzig Jahren gestehen musste, dass [...] ich unter Millionen der einzige sei, der in diesem großen Naturgegenstände allein das Rechte wisse?»

Das sind starke, kämpferische Worte, die belegen, welchen schweren Stand Sie mit Ihrer Farbenlehre hatten – und heute noch hätten, falls man sich überhaupt noch auf eine Diskussion einließe. Denn die Sache gilt heute als entschieden. – Gläubigkeit, meinen Sie, die sich für eine Wissenschaft nicht gezieme? –

Auch hier entwickelten Sie eine andere Denkweise als unsere heutige Naturwissenschaft. So wie Sie in der organischen Wissenschaft den «Typus» als methodisches Ziel anstrebten, so wollten Sie für die Physik das «Urphänomen» zur methodischen Grundlage machen. Sie wollten keine abstrakten Theorien, Sie wollten nichts abstrakt «erklären», sondern die einfachsten Bedingungen herstellen, unter denen das Phänomen in Erscheinung tritt. Für die Farbentstehung war dies für Sie die «Trübe», d.h. ein schleierartiges, rauchiges oder milchiges Mittel, durch das Weiß oder Schwarz betrachtet werden muss, damit Farbe entstehe. Auch die Luft war für Sie ein solches «trübes Mittel». Betrachtet man so einen hellen Hintergrund, entsteht die Farbe Gelb, die sich bis zum Rot steigert, wenn die Dichte des «trüben Mittels» zunimmt. Umgekehrt erscheint bei gleicher Betrachtung ein dunkler Hintergrund violett bis hellblau. So leiteten Sie das Morgenrot und den blauen Himmel her und nannten es das «Gesetz der Trübe».

«Wenn der Blick an heitern Tagen  
Sich zur Himmelsbläue lenkt,  
Beim Siroc der Sonnenwagen  
Purpurroth sich niedersenkt,  
Da gebt der Natur die Ehre,  
Froh, an Aug' und Herz gesund,  
Und erkennt der Farbenlehre  
Allgemeinen ewigen Grund.»

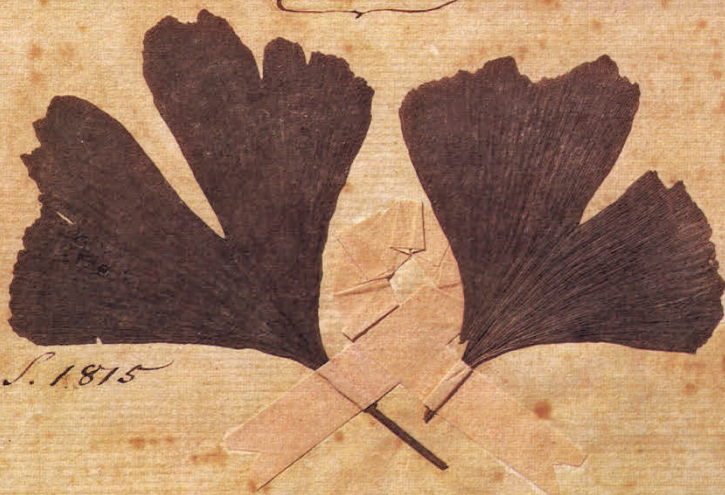
Die Aussage, dass die Farben im Lichte enthalten seien, machte für Sie so wenig Sinn, wie wenn man sagen würde «Die Dellen seien im Blech enthalten. Man müsse nur genügend draufhauen, dann kommen sie schon zum Vorschein».

*Ginkgo biloba:*

Dieses Baums Blatt, der von Osten  
Meinem Garten anvertraut,  
Giebt geheimen Sinn zu Worten  
Wie's den Wissenden erbaut.

Ist es ein lebendig Wesen,  
Das sich in sich selbst getrennt,  
Sind es zwey die sich erlesen,  
Dass man sie als eines nennt.

Solche Frage zu erwiedern  
Fand ich wohl den rechten Sinn,  
Fühlst du nicht an meinen Liedern  
Dass ich Eins und doppelt bin.



v. 12. N. 1815

### XIII.

Im hohen Alter fanden Sie nochmals zur Liebeslyrik zurück. Damit schloss sich Ihr Lebenskreis zurück zu Ihrer Jugend.

Nimmer will ich dich verlieren!  
Liebe gibt der Liebe Kraft.  
Magst du meine Jugend zieren  
Mit gewaltger Leidenschaft!

Ach! wie schmeichelt's meinem Triebe,  
Wenn man meinen Dichter preist!  
Denn das Leben ist die Liebe  
Und des Lebens Leben Geist.

Deinem Blick mich zu bequemen,  
Deinem Munde, deiner Brust,  
Deine Stimme zu vernehmen,  
War die letzt und erste Lust.

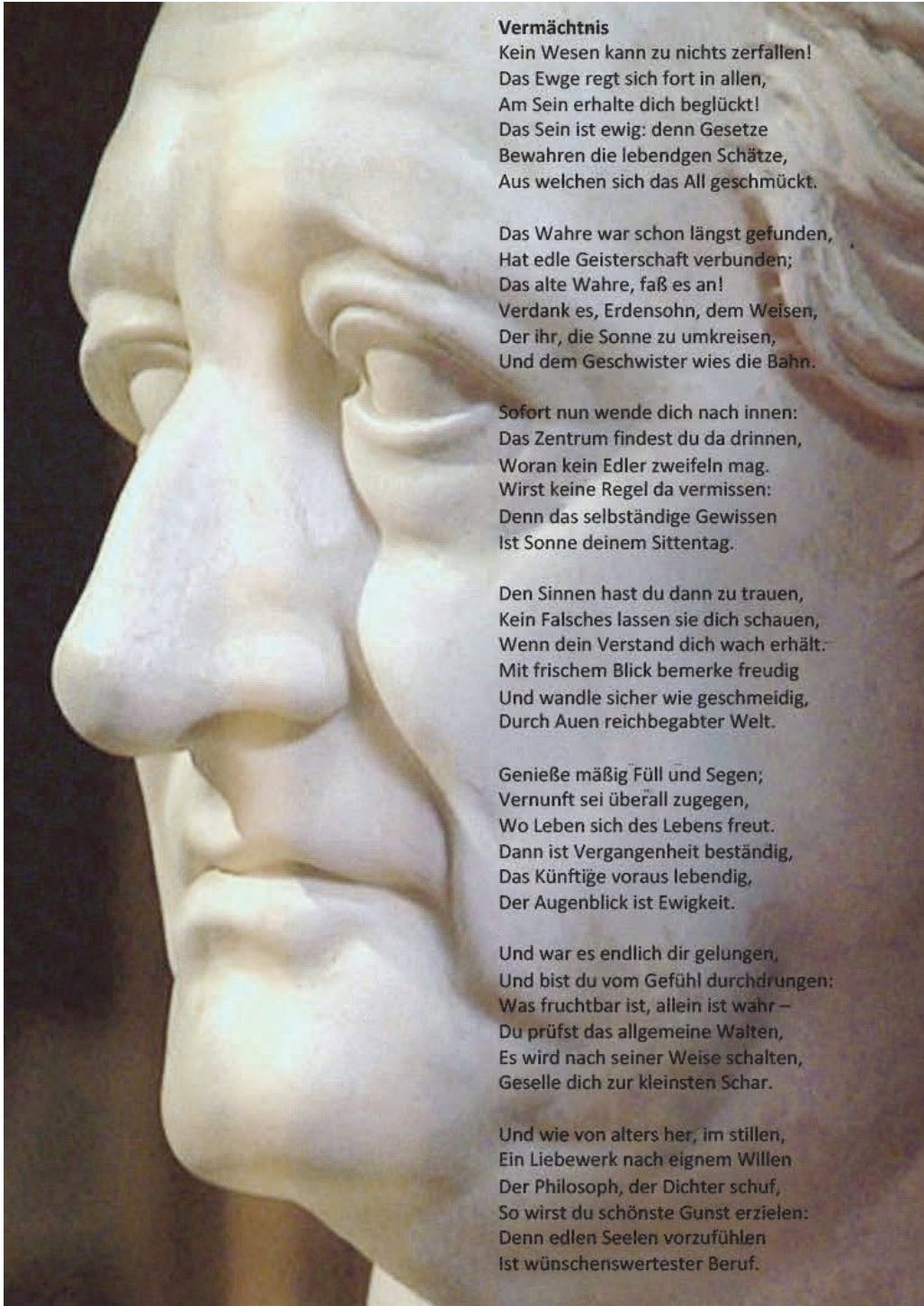
Sagt es niemand, nur den Weisen,  
Weil die Menge gleich verhöhnet:  
Das Lebendige will ich preisen,  
Das nach Flammentod sich sehnet.

In der Liebesnächte Kühlung,  
Die dich zeugte, wo du zeugtest,  
Überfällt dich fremde Fühlung,  
Wenn die stille Kerze leuchtet.

Nicht mehr bleibest du umfangen  
In der Finsternis Beschattung,  
Und dich reißet neu Verlangen  
Auf zu höherer Begattung.

Keine Ferne macht dich schwierig,  
Kommst geflogen und gebannt,  
Und zuletzt, des Lichts begierig,  
Bist du Schmetterling verbrannt.

Und so lang du das nicht hast,  
Dieses: Stirb und werde!  
Bist du nur ein trüber Gast  
Auf der dunklen Erde.



### Vermächtnis

Kein Wesen kann zu nichts zerfallen!  
Das Ewge regt sich fort in allen,  
Am Sein erhalte dich beglückt!  
Das Sein ist ewig: denn Gesetze  
Bewahren die lebendgen Schätze,  
Aus welchen sich das All geschmückt.

Das Wahre war schon längst gefunden,  
Hat edle Geisterschaft verbunden;  
Das alte Wahre, faß es an!  
Verdank es, Erdensohn, dem Weisen,  
Der ihr, die Sonne zu umkreisen,  
Und dem Geschwister wies die Bahn.

Sofort nun wende dich nach innen:  
Das Zentrum findest du da drinnen,  
Woran kein Edler zweifeln mag.  
Wirst keine Regel da vermissen:  
Denn das selbständige Gewissen  
Ist Sonne deinem Sittentag.

Den Sinnen hast du dann zu trauen,  
Kein Falsches lassen sie dich schauen,  
Wenn dein Verstand dich wach erhält:  
Mit frischem Blick bemerke freudig  
Und wandle sicher wie geschmeidig,  
Durch Auen reichbegabter Welt.

Genieße mäßig Füll und Segen;  
Vernunft sei überall zugegen,  
Wo Leben sich des Lebens freut.  
Dann ist Vergangenheit beständig,  
Das Künftige voraus lebendig,  
Der Augenblick ist Ewigkeit.

Und war es endlich dir gelungen,  
Und bist du vom Gefühl durchdrungen:  
Was fruchtbar ist, allein ist wahr –  
Du prüfst das allgemeine Walten,  
Es wird nach seiner Weise schalten,  
Geselle dich zur kleinsten Schar.

Und wie von alters her, im stillen,  
Ein Liebewerk nach eigenem Willen  
Der Philosoph, der Dichter schuf,  
So wirst du schönste Gunst erzielen:  
Denn edlen Seelen vorzufühlen  
Ist wünschenswertester Beruf.

## Bildnachweise

Bilder aus Otto Krätz: Goethe und die Naturwissenschaften.

2. Aufl. München 1998. Callwey Verlag München

- a. Goethe-Porträt S. 28, in Krätz S. 37
- b. Steinsammlung S. 42, in Krätz S. 57
- c. Durchwachsene Rose S. 44, in Krätz S. 97
- d. Ginkgo biloba S. 52, in Krätz S. 105
- e. Spiritus-Flamme - hell und dunkel (2 Bilder) S. 48 und 49, in Krätz S. 182
- f. Faksimile S. 40, in Krätz S. 187
- g. Bibliothek S. 40, in Krätz S. 202

Bilder aus Jörn Göres (Hrsg.): Goethes Leben in Bilddokumenten. München 1981. Beck-Verlag München

- a. Illustration Iphigenie S. 32, in Göres S. 126 (Abb. 203)
- b. Sprudelstein-Sammlung S. 42, in Göres S. 188 (Abb. 323)
- c. Zwischenkieferknochen S. 46, in Göres S. 191 (Abb. 330)
- d. Titelseiten Faust S. 36, in Göres S. 239 (4 Bilder, Abb. 416, 418, 419, 420)
- e. Kerker S. 36, in Göres S. 241 (Abb. 424)

Die Goethe-Gesellschaft dankt dem Beck-Verlag München und dem Callwey-Verlag München für die Genehmigung zur Benutzung der Bildvorlagen aus ihren Werken. Dort sind die jeweiligen Urheberrechte nachgewiesen, auf die hier ausdrücklich verwiesen wird.

Privataufnahmen Dr. Werner Heil

- a. Collage der Goethe-Portraits; Goethe-Museum Rom
- b. Goethes Farbenlehre in einer AG
- c. Raffaels Galatea aus der Villa Farnesina, Rom

Es konnten nicht alle Rechteinhaber ermittelt werden. Berechtigte Ansprüche werden selbstverständlich anerkannt und abgegolten.

Bildmontagen im Artikel „Johann Wolfgang von Goethe“ von Dr. Werner Heil

## Die Autoren

 <p>Dr. habil. Jochen Golz</p>	<ul style="list-style-type: none"><li>▪ Jahrgang 1942</li><li>▪ Studium der Germanistik und Indonesienkunde in Jena</li><li>▪ 1965-1977 Lektor im Aufbau-Verlag Weimar</li><li>▪ 1978-1991 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Klassische Deutsche Literatur in Weimar</li><li>▪ 1991-1993 Direktor für Germanistische Editionen an der Stiftung Weimarer Klassik</li><li>▪ 1994-2007 Direktor des Goethe- und Schiller-Archivs der Stiftung Weimarer Klassik</li><li>▪ seit 1999 Präsident der internationalen Goethe-Gesellschaft</li><li>▪ Veröffentlichungen u.a. zu Goethe, Schiller, Jean Paul und zur Editionswissenschaft; Herausgeber der historisch-kritischen Ausgabe von Goethes Tagebüchern</li></ul>
 <p>Dr. phil. Werner Heil</p>	<ul style="list-style-type: none"><li>▪ Jahrgang 1953</li><li>▪ Studium der Germanistik, Philosophie und Geschichtswissenschaft in Mainz und Heidelberg</li><li>▪ 1984-2007 am Hölderlin-Gymnasium Nürtingen</li><li>▪ 2007-2017 am Goethe-Gymnasium Ludwigsburg</li><li>▪ 1994-2017 Lehrbeauftragter und Fachleiter für Geschichte am Staatlichen Seminar für Didaktik und Lehrerbildung (Gymnasium)</li><li>▪ 1998-2013 Lehrauftrag an der Universität Stuttgart für Geschichtsdidaktik</li><li>▪ Zahlreiche Veröffentlichungen zur Geschichtsdidaktik und Geschichtstheorie</li></ul>